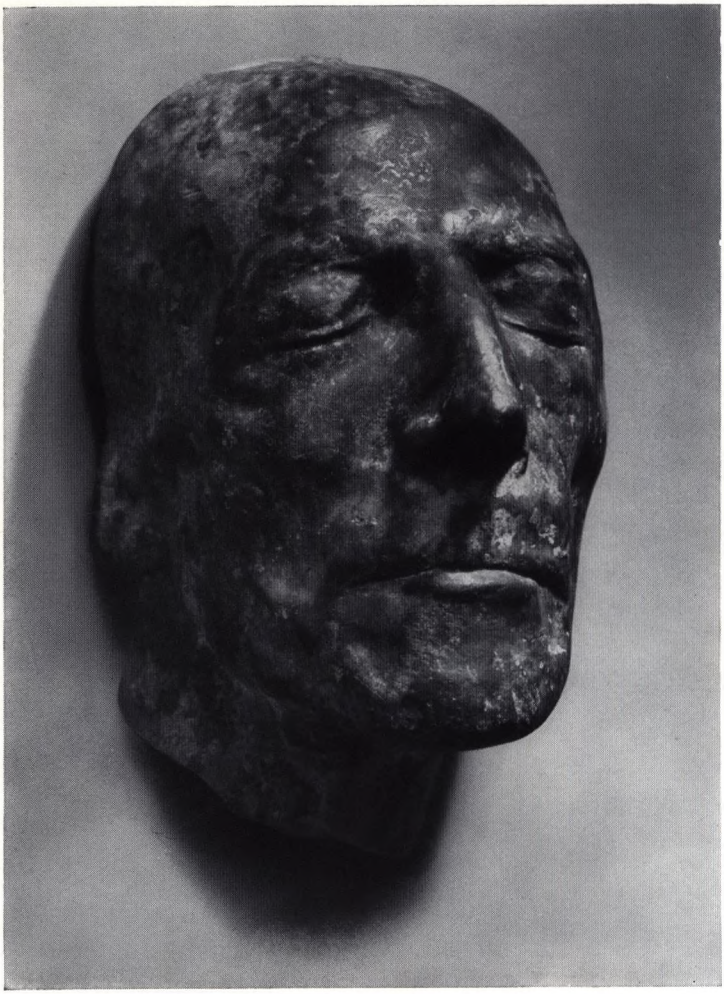
SOUVERÄNE MENSCHEN



Er war ein souveräner Mensch

FRIEDRICH CHRISTIAN PRINZ ZU SCHAUMBURG-LIPPE

SOUVERÄNE MENSCHEN

FRIEDRICH CHRISTIAN
PRINZ ZU SCHAUMBURG-LIPPE

SOUVERÄNE MENSCHEN

KLEINE LEBENSREGELN - GROSSGESCHRIEBEN

Was wir sind ist nichts
Was wir suchen ist alles
Hölderlin

DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

1973
Alle Rechte vorbehalten · Copyright 1954 by Druffel-Verlag
Gesamtherstellung: Sellier GmbH Freising · Printed in Germany

STATT EINES VORWORTES: WARNUNG AN DEN LESER (7)
„HALTUNG, PRINZ“ (11)
DER SEHENDE BLINDE (13)
NICHT, DAMIT IHR GEHÖRET WERDET . . (16)
„SUCHET DIE MUTTER“ (19)
BEGEGNUNGEN MIT TIEREN (23)
WOHNE WIE DU BIST (28)
SPORT (33)
SKLAVEN DES GENUSSES (42)
VON DER „OPTIK“ UNSERES VERHALTENS (47)
DEM AUSLAND GEGENÜBER (55)
DER MENSCH UND DIE ANGST (58)
PRINZ UND ARBEITER (63)
ADEL – HEUTE UND MORGEN (68)
UNTERTAN DER OBRIGKEIT (75)
SOLDATENTUM (84)
KRITIK (87)
DIE WAHRHEIT (92)
VOM „FALSCH ZEUGNIS REDEN WIDER
DEINEN NÄCHSTEN“ (95)
LEISTUNG UND ERFOLG (101)
BILDUNG (105)
DIE MACHT DER LIEBE (111)
IDEALISMUS UND GENIE (121)
VOR UNSEREN KINDERN (126)
FIDELITER ET CONSTANTER (130)
DIAMANTEN - SMARAGDE UND RUBINE (135)
DER RITTERLICHE SOLDAT (139)
KRONEN MÜSSEN SCHWER SEIN (142)
OMNIA VINCIT AMOR (153)
UM DES STAATES WEGEN (160)
WERBUNG ODER PROPAGANDA (164)
VERWÖHNTE JUGEND (176)
SOUVERÄNE MENSCHEN (187)

Statt eines Vorwortes: Warnung an den Leser

Habent sua fata libelli – Bücher haben ihre Schicksale; während ich die vielerlei Kapitel zusammenstelle, die dieses kleine Buch bilden, wird mir klar, daß es auch in die Hand vieler Leser kommen wird, deren Denkweise weit genug von der meinigen entfernt ist, um es angezeigt erscheinen zu lassen, sie vor der Lektüre deutlich zu warnen: in diesen Seiten ist so gut wie überhaupt nicht vom „modernen" Menschen die Rede und nicht davon, wie man „Erfolge" erzielt und mehr Geld verdient.

Im Gegenteil: für die meisten Menschen, die heute eifrig, selbstzufrieden – und blind dahinleben, bedeuten die Begriffe, die in meinen Plaudereien immer wieder in Erscheinung treten, nichts als lästigen Ballast.

Ehre, Haltung, Anstand – Pflicht, Bildung, Treue – das läßt sich nicht in Zahlen messen, noch unmittelbar in „Erfolg" umsetzen. Es mag für manche Schrott sein, für mich ist es Stahl. Ich griff zur Feder, weil ich meine, daß Stahl auch dann Stahl bleibt, wenn er zeitweilig in die Ecke geworfen wird. Glücklicherweise ist mein Verleger mit mir der gleichen Ansicht, auch er sollte – wie ich – eigentlich zum alten Eisen getan werden, aber es kam dann doch nicht dazu. Vielleicht werden Sie, lieber Leser, das verstehen, wenn Sie dieses Buch gelesen haben.

Ich spreche in diesem Buch nicht nur von Erlebnissen und Begriffen, mit denen der „Erfolgsmensch" sich besser gar nicht beschäftigt, denn sie könnten ihn irre machen auf seinem eiligen Weg ins Nichts – ich selbst, der Autor, nehme mich von der Warnung nicht aus, die ich an solche Leser richte:

Nach heutiger Denkweise war es gewiß ein ganz unvernünftiges Beginnen, 1928 – mit knapp 22 Jahren – Hitler aufzusuchen und ihn in München, in einem garstigen Hin-

terhaus der Schellingstraße, um Aufnahme in seine noch recht unbedeutende Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei zu bitten. Damals war diese Partei mit 12 Abgeordneten im Reichstag vertreten.

Und es war nicht minder unvernünftig, Hitlers Rat außer acht zu lassen, ich möge mir den Eintritt in eine Arbeiterpartei als Angehöriger eines bis 1918 regierenden Hauses doch reiflich überlegen. Daß ich dann doch beitrat, war nicht „nüchtern" überlegt und bietet dem „modernen" Menschen von heute kein nützliches Beispiel für die derzeitige Gegenwart.

Als es 1933 geschah, daß ich dem Sohne eines Buchhalters aus Rheydt Adjutantendienste leistete, galt das damals eine Zeitlang als klug und wohlberechnet, denn dieser Sohn eines Buchhalters hieß Dr. Joseph Goebbels und war zu jener Zeit sehr umworben – nicht zuletzt von denen, die schon zwölf Jahre später – als er tot war – mit Steinen und noch mehr mit Schmutz nach ihm warfen.

Ab 1945, in den ersten Nachkriegsjahren, verhielt ich mich wiederum ganz „unvernünftig", denn ich nahm nicht für mich in Anspruch, ich hätte nur gezwungen – oder um Schlimmeres zu verhüten – oder um Widerstand zu leisten meine Tätigkeit im Dienst des Reiches übernommen und ausgeübt –, sondern daran festhielt, daß das alles aus Überzeugung geschah und mit Hingabe.

Darf ich der Vernunft erfolgstrebender Leser, die „mit der Zeit gehen" zumuten, von mir zu erfahren, was ich unter Lebensregeln verstehe?

Muß ich mich nicht vor ihnen, den Klugen, schämen, daß ich im letzten Kriegsjahr noch mit dem Musik- und Spielmannszug der SA Standarte Feldherrnhalle durch die zerbombten Städte zog, um als Redner den deutschen Menschen Mut zuzusprechen – zu einer Zeit, da andere so vernünftig waren, bereits für „nach dem Zusammenbruch"

zu disponieren. Damals, als ich trotz alter Parteizugehörigkeit und Beamtenfunktion wegen meines Namens nicht Gefreiter werden und an die Front gehen durfte und also guten Grund gehabt hätte, mich außerhalb der Gemeinschaft und ihrer Verpflichtungen gestellt zu sehen. Wäre es damals nicht viel schlauer gewesen, wenn ich von der SA-Kapelle zur „Roten Kapelle" gegangen wäre, wenn ich mich bei sowjetischen, amerikanischen, englischen oder französischen Geheimdiensten „rückversichert" hätte?! War es nicht ein Wahnsinn, freiwillig in die Katastrophe zu gehen und alles auf mich zu nehmen, obwohl ich verstoßen wurde und jede Möglichkeit hatte, mich zu retten?

Sie werden aus diesen Blättern sehen, wie allein ich oft war und wie hart am Abgrund. Ich muß Ihnen gestehen, daß die Steine auf dem Wege mir oftmals sehr weh getan haben und ich manchmal kaum noch vorwärts konnte. Der Weg war hart aber sauber.

Und nun moderner, abgeneigter Leser, noch eine zusätzliche Warnung zu diesem kleinen Buch, das Sie aufgeschlagen haben:

Es war zunächst ganz „vernünftig" geplant und sollte unter dem Titel „Worauf es ankommt" nur einige Plaudereien über gutes Benehmen, Geschmack und Lebensstil bringen. Was immer man erzählt, es ist in etwa aus dem eigenen Leben. Und dieses war nicht irgendein geruhsam-bürgerliches – nicht von „Vernunft" vorgeschriebenes. Es mußte viel Kampf darin sein. Wo aber Entscheidungen fallen, geht es um ernstere Werte. Die haben es nicht nötig, zeitgemäß zu erscheinen.

Meine Feder suchte ihren Weg, wie er mir angeboren ist und durch Erziehung geläufig gemacht. Die Schrift mag Ihnen eckig erscheinen, – wenn sie nur klar und gerade ist, dann werden wir uns schließlich doch verstehen. Ich mag die Schnörkel nicht, die vielleicht eleganter sind und ver-

bindlicher wirken. Ich unterstreiche auch meinen Namen nicht – Sie werden es sehen. Es geht mir nicht darum Menschen anzugreifen oder zu verteidigen – sondern ihr Verhalten zu beleuchten, damit Sie selbst sich ein Urteil bilden.

Suchen Sie also vor allem das Menschliche und nicht das Politische darin, das nur manche selbsterlebte Beispiele für das bietet, was ich deutlich zu machen suche.

Wenn ich etwas feststelle, so wird damit lediglich gesagt, daß es für mich eine Tatsache ist. Was das bedeutet, mögen Sie auf Grund und angesichts dieser „Warnung" ermessen.

So sieht der Leser nun ein merkwürdiges Buch vor sich: – da stehen Erlebnisse und Bemerkungen, die eigentlich für ein ganz bequemes Büchlein niedergeschrieben waren – neben Überlegungen und Erkenntnissen, in denen der Autor ernsteste Überzeugungen auszudrücken unternimmt und die dem Leser die Mühe nicht ersparen, das Angedeutete zu werten und zu überdenken.

Der Titel „Souveräne Menschen" wurde aus verschiedenen Gründen gewählt:

weil das letzte Kapitel darüber spricht,

weil der Autor sich souveräne Menschen als Leser wünscht

und weil er glaubt, daß die Wiedergewinnung und Bewahrung souveräner menschlicher Haltung auch ein Teil der Aufgabe ist, vor die sich die abendländischen Völker heute gestellt sehen.

„Haltung, Prinz"

Im Mittelpunkt meiner sportlichen Erziehung stand einst das Reiten. Es galt damals – vor 1918 – als selbstverständlich, daß wir Prinzen eines regierenden Hauses Offiziere der Kavallerie wurden. Das Reiten war also nicht allein eine Frage des Sportes, sondern auch des Berufes. Die Reitstunden gehörten in den Lehrplan.

Ich war durch lange Jahre der Krankheit in der Jugend körperlich zurückgeblieben und gehörte infolgedessen nicht zu jenen robusten Naturen, denen die Anstrengung eines strengen Reitunterrichts nichts ausmacht. Des öfteren fand man mich – nach Rückkehr vom Reitunterricht – eingeschlafen auf irgendeiner Stufe der breiten, langen Treppe im Schloß sitzen, die zu unseren Kinderzimmern hinauf in den zweiten Stock führte. Aber ich schämte mich zuzugeben, daß mir das Reiten zu viel wird – so weit war ich bereits sportlich erzogen.

Beim Reiten selbst wurde ich hart angepackt. Mein Reitlehrer war ein Offizier der 4. Kürassiere, eines der besten Regimenter des Königs von Preußen. Er war ein Kavalier zu Pferde. Man ließ mich im Zirkel auf dem Panneaux reiten als müsse ich für den Zirkus vordressiert werden. Man ließ mich unzählige Male über ein breites Holzdach springen und dabei mußte ich – auf blankem Pferde sitzend, mit den Augen zur Decke und die Peitsche mit beiden Händen über dem Kopf haltend – ein Gedicht aufsagen. „Graf Richard von der Normandie – erschrak in seinem Leben – nie", so hieß der Anfang dieses Gedichtes, aber bis zu dem Wörtchen „nie" bin ich kein einziges Mal gekommen,

denn immer war ich vorher vom Pferd gefallen, meist über den Hals weg nach vorne herunter gerutscht. Aber es gab kein Liegenbleiben und kein Stöhnen – ich mußte stets sofort mein Pferd einfangen, aufsitzen und wieder von neuem zum Sprung angaloppieren. Machte ich ein ängstliches Gesicht oder ritt ich nicht forsch genug drauf los, dann rief man mir zu: „Prinzchen – das Herz hinüber werfen – alles andere kommt von alleine." Und ich muß sagen, daß dieser Satz unglaublich viel Wahres in sich hat – ich höre ihn heute noch ganz deutlich.

Selbstverständlich ritt ich jahrelang ohne Sattel und noch viel länger ohne Bügel. Als ich aber so sicher saß, daß ich einen Sattel bekommen konnte – und Bügel – und Sporen, da durfte ich auch aus der Bahn heraus. Der Hofstallmeister ritt neben mir und hatte mein Pferd an einer dünnen Leine, die kaum zu sehen war. Wir ritten um die Mittagszeit zur Hauptstraße der Residenzstadt und postierten uns vor das schöne, alte Schloßtor. Es war um die Zeit, da das Jägerbataillon mit klingendem Spiel vom Übungsplatz zurückkehrte. Unsere Pferde waren wie alle Pferde sehr musikliebend. Sie wollten nicht stehen bleiben, sondern tänzelten hin und her. Als der Musikzug vor ihren Nüstern vorbeirauschte, waren sie kaum noch zu halten. Der Hofstallmeister aber raunte mir zu „Haltung, Prinz!" Dann ritt der erste Offizier vorbei, er salutierte mit gezogenem Säbel. Die Sonne blitzte auf der Klinge. Mein Pferd bäumte auf und wollte kurz kehrt machen. Nun hieß es, in den Sattel drücken, Kopf hoch, Schenkel ran. Ich gestehe, daß mir die Situation stets unheimlich war,– aber ich wußte, daß ich unter gar keinen Umständen eine Schwäche zeigen durfte. Mein Benehmen sollte diktiert sein von der Tradition und dem Beispiel von Generationen.

Mein erster Erzieher war ein sehr eleganter und zugleich soldatischer Herr in mittlerem Alter. Er diente meiner Mutter nach dem Tode meines Vaters als Hofmarschall, obwohl er bald völlig erblindete. Täglich sah ich an ihm, daß Geist und Bildung und innere Disziplin selbst den Verlust des Augenlichtes ausgleichen können. Ohne irgendetwas sehen zu können, führte er als Hofmarschall die Verwaltung eines Haushaltes von etwa 30 Personen. Nicht nur daheim im großen Palais am Harrl zu Bückeburg, nein auch auf häufigen Reisen nach Süddeutschland und ins Ausland war er allein der verantwortliche Arrangeur und alles vollzog sich mit einer Exaktheit, wie wir sie uns heute nicht einmal mehr vorstellen können.

Ich bin nie auf den Gedanken gekommen an etwas zu zweifeln, was er uns sagte. Er war oft sehr fröhlich mit uns Kindern, tollte mit uns herum und machte vielerlei Spässe – nie aber habe ich auch nur für einen Augenblick den Respekt verloren, der ebenso in wahrer Freundschaft wie in Mitleid verankert gewesen sein muß.

Ich kann mich nicht entsinnen, daß er jemals in meiner Gegenwart über irgendein Problem polemisiert hätte. Er erklärte seine Einstellung und fällte eine klare Entscheidung. Daß er stets die Verantwortung übernahm, war selbstverständlich. Die Verantwortungsfreude eines solchen Menschen war die Wand für das Anlehnungsbedürfnis meiner Jugend.

Er war nicht nur selbst ein Beispiel, sondern er bemühte sich auch stets, mich auf große Vorbilder hinzuweisen. Er, dieser blinde Freund, begeisterte mich wohlberechnet für jenen Mann, von dem Goethe sagte: „Gleicht er nicht einem Menschen, den eine unüberwindliche Macht, wie einen Blinden, an der Hand führt?“ Napoleon Buona-

parte. Von dem Mereschkowskij sagt: „Ein Mensch, trunken vom Schicksal!"

Er zeigte mir den großen Revolutionär, weil er hoffte, daß ich dereinst besessen genug sein würde, aus einer eng gewordenen Tradition den Weg in die Freiheit anzutreten. Er zeigte mir den grandiosen Soldaten, weil er hoffte, daß ich der Verpflichtung meines Namens entsprechend mich der adeligsten Waffe, nämlich des Schwertes, bedienen würde – und er zeigte mir den genialen Geist, weil er hoffte, daß ich daraus lernen würde, alles in seinem ursächlichem Zusammenhang zu erkennen.

Wenn später die Namen großer Siege, der Anblick ruhmreicher Fahnen, der Rhythmus marschierender Kolonnen und traditionsreicher Märsche mich immer wieder mitgerissen haben und in mir stets von neuem das Gefühl der Verpflichtung gegenüber Volk und Nation wachriefen, so war eigentlich jener blinde – und doch so sehende, väterliche Freund daran schuld, der gerade dies hat erreichen wollen.

Er war selbst viel zu musisch, um aus mir einen „Militaristen" machen zu können. Von klein auf durfte ich dabei sitzen, wenn er auf seinem prachtvollen Steinweg-Phonola das spielte, was ich hören sollte. Bald liebte ich bestimmte Werke von List und von Chopin derart, daß ich mir als besonderes Geschenk wünschte, sie hören zu dürfen. Weil diese Musik mir in jungen Jahren so zum Erlebnis wurde, ist sie mir bis heute wesentlicher Bestandteil meines Lebens geblieben. Was das bedeutet, habe ich erst in schwersten Zeiten ganz bewerten gelernt.

Er, der Blinde, wußte, daß die wahrhaft revolutionäre – das heißt schöpferische – Begeisterung, jenes Feuer im Herzen, musisch bedingt sein muß. Wer andere mit sich reißen will, der muß selbst wie eine Flamme brennen. Und auch sie kann sich nur am Vorbild entzünden. Denn

irgendwo verlangen die vielen Opfer, die zu bringen sind, einen Ausgleich – im Glauben an eine Idee und letzthin in der großen Liebe, die unser Weltall erfüllt und das Motiv allen Lebens ist.

Daß der Schlachtenlenker Napoleon mich als Jungen interessierte, war wohl leicht zu erreichen – je älter ich wurde, um so mehr aber handelte es sich in unseren oft stundenlangen Gesprächen um den Konsul Buonaparte und ich muß sagen, daß er mir auch später der größere blieb.

Und von ihm noch einen Schritt zurück waren wir mitten in der französischen Revolution, an der einst angeknüpft werden sollte, wenn es galt – wie der Hofmarschall meinte –, eine neue und bessere Ordnung zu schaffen, damit Deutschland bestehe.

Aber wir lebten damals noch in der Monarchie. Mein ältester Bruder war regierender deutscher Bundesfürst. Viele wollten schon, daß es anders werden sollte, aber nur wenige konnten es sich anders vorstellen. Mein Vater, der bis zu seinem Tode – im Jahre 1911 – regierte und meine Mutter waren in unserem Lande sehr beliebt. Sie galten beide als absolut unanfechtbare, wirklich souveräne Menschen und wenn bei uns die Staatsform nicht kritisiert wurde, so wohl hauptsächlich aus Gründen der Pietät diesen beiden wahrhaft vorbildlichen Persönlichkeiten gegenüber. Ich bekam das schon als Kind immerfort zu spüren und wuchs daher mit hoher Achtung vor meinen Eltern auf.

Der blinde Hofmarschall war der beste Interpret für diese Erkenntnis, aber zwischen der Lebensauffassung und Tradition meines Elternhauses und den revolutionären Zukunftsforderungen, welche der sehende Blinde ganz klar wahrzunehmen vermochte, klaffte ein Schnitt, den zu heilen auch mir und unserer Generation nicht möglich ge-

wesen ist. Je mehr die neue Zeit in mir Raum gewann, um so größer wurde die Spannung zwischen ihr und dem, was „ich ererbt von meinen Vätern". Der zweifellos beste Wille meiner Erzieher, mir mit großem Wissen und kostbarer Erfahrung den Weg in die Zukunft zu ebnen, war mir zwar eine wertvolle Hilfe – konnte mir aber den inneren Kampf nicht ersparen. Und der Mann, der durch seine geniale Synthese von sozial und national nicht nur das deutsche, sondern auch viele andere Völker vorwärts zwang, hat mir, weil sein Werk scheiterte, auch nicht die letzte Antwort geben können.

Trotzdem haben wir an der uns vom Schicksal gestellten Aufgabe gewirkt – und wenn auch vielleicht nur im Sinne Nietzsches:

„Ich liebe alle die, welche wie schwere
Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen
Wolke, die über den Menschen hängt:
sie verkündigen, daß der Blitz kommt – und
gehen als Verkündiger zugrunde."

Nicht, damit Ihr gehöret werdet...

Wenn sonntags die Glocken der „Haupt- und Residenzstadt" Bückeburg läuteten, dann fuhr unsere Mutter mit ihren beiden Jüngsten – ihrer neun Kinder – zum Gottesdienst. Das schaumburg-lippesche Fürstenhaus war reformierter Konfession – meine Mutter war als Prinzessin von Sachsen-Altenburg lutherischen Glaubens. Deshalb besuchten wir abwechselnd die reformierte Schloßkirche und die lutherische Stadtkirche, beide in ihrer Art ganz besonders eindrucksvolle alte Gebäude – prächtige Zeugen besten fürstlichen Stilempfindens und Kulturwillens. Da

der Landesherr auch Summus Episcopus war, hatten wir in jeder der Kirchen unsere besonderen Plätze, die sogenannte Fürstenloge.

Wenn wir Kinder mit unserer Mutter zum Gottesdienst gingen, waren wir festlicher Stimmung. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hatte. Wir ahmten unsere Mutter genau nach und waren uns hier ganz besonders im klaren darüber, daß wir uns vorbildlich zu benehmen haben. Unsere Mutter hatte uns einmal gesagt, daß wir zu Beginn und zum Abschluß zu beten hätten – und daß man sich erhebt, wenn Gott der Allmächtige direkt angesprochen wird. Doch wir haben nie verstanden, warum wir in der lutherischen Kirche öfters stehen mußten als in der reformierten – selbst die Erklärungen, welche wir später im Konfirmandenunterricht dafür erhielten, genügten uns nicht. Wenn der Geistliche Gottes Segen erteilte, sollten wir den Kopf senken und auf die Erde sehen. Auch das habe ich nie verstanden, ich empfand es als unschön wegzuschauen – und als ehrlicher, Gottes Segen offenen Auges entgegenzunehmen.

„Ihr sollt versuchen schön zu singen, nicht damit Ihr gehöret werdet – aber damit Ihr Euer Teil beitraget zum Gesang aller", sagte uns unsere Mutter und wir haben uns stets sehr ernsthaft bemüht. „Auch wenn Ihr die Predigt nicht verstehen könnt, müßt Ihr doch stets gut zuhören, denn es ist Gottes Wort und eine Gnade für uns Menschen", sagte unsere Mutter und wir wären gar nicht auf den Gedanken gekommen, daran zu zweifeln, denn ihr Glaube war unerschütterlich – und wir liebten sie sehr.

Unsere Mutter hat stets abends mit uns gebetet. Sie sprach viel mit uns über den Wert des Gebetes. „Ihr müßt ganz fest an das denken – was Ihr da sagt" prägte sie uns immer wieder ein. Sie wußte, daß der Wille, wenn er zum Glauben kommt, eine Macht ist. Ein Ding an sich – und

sehr wirkungsvoll. Sie war in dieser Erkenntnis ihrer Zeit gewiß weit voraus.

Wenn am Schluß des Gottesdienstes der Geistliche sagte „Gott behüte und bewahre unseren allergnädigsten Landesherrn und alle Prinzen und Prinzessinnen unseres fürstlichen Hauses", dann war mir das stets etwas peinlich. Ich habe einmal meine Mutter gefragt, warum das so sei und sie gab mir nur sehr ernst zur Antwort, wir stünden eben vor Gott und den Menschen und darum könne es nicht anders sein, es liege darin eine große Verpflichtung für uns.

Ich glaubte entsprechend gelebt zu haben – da saß ich etliche Jahrzehnte später eines Sonntags morgens mit etwa hundert anderen Gefangenen zusammen in der Kapelle des Nürnberger Justizpalastes. Wir waren schlecht gekleidet, aber hatten uns wenigstens rasiert. Ich mußte unwillkürlich an meine längst verstorbene Mutter denken und daran, daß sie mir sagte, wie ich mich in der Kirche zu benehmen habe. Ich bemühte mich mit etwas brüchiger Stimme so gut wie möglich zu singen, aber „nicht damit ich gehöret werde". Um mich herum gab es freilich manchen, der so auffallend wie möglich sang. Ich dachte auch so stark wie irgend möglich an das, was wir beteten – und wußte, daß ich damit die Fesseln zu sprengen in der Lage war. Die amerikanischen Wachposten, welche zwischen unseren Bänken aufgestellt waren – in voller Kriegsbemalung und Stahlhelm auf dem Kopf –, erschienen mir in diesem Augenblick völlig ohnmächtig. Und ich fügte dem Gebet des amerikanischen Geistlichen, der ein anständiger Mann war, noch einiges hinzu, denn ich stand ja vor Gott und den Menschen – das war mir jetzt so klar wie nie zuvor und ich dankte Gott, daß er mir solch eine Mutter gegeben hatte.

Während der Internierungsjahre – als wir nichts mehr zu sein schienen – spielte in unserem Leben die Kirche

naturgemäß eine besonders große Rolle. Die Internierten benahmen sich ihr gegenüber sehr unterschiedlich. Viele hatten ihr schon lange nicht mehr angehört. Ich auch nicht.

Jetzt – so glaubte ich – würde sie sich aus den weltlichen Machtkämpfen heraushalten und wieder ganz Kirche sein. Ich hielt es für möglich und wünschenswert, daß sie das Leben unseres armen Volkes vom Seelischen her ordnen werde. War es doch ihre ureigenste Aufgabe, Haß mit Liebe auszulöschen.

In dreizehn verschiedenen Lagern und Gefängnissen, in denen ich während der ersten drei Jahre nach dem Kriege interniert war, fand ich nur drei unter all den vielen Geistlichen, die uns betreuten, von denen ich sagen kann, daß sie sich wirklich als Christen verhielten. Es waren der katholische Geistliche Zänger in Hersbruck, der amerikanische Divisionspfarrer Achtermann im Justizpalast zu Nürnberg und der evangelische Pfarrer Seidel im Lager Regensburg. Sie waren ehrlich und tapfer und glaubten selbst an das, was sie verkündeten. Sie standen vor Gott und den Menschen – die anderen standen vor Gott und den Gefangenen.

„Suchet die Mutter"

Maria Lätitia Ramolino – die Mutter Napoleons –, war edler Herkunft, aber während ihres ganzen Lebens von außerordentlicher Bescheidenheit und vorbildlicher Haltung. Napoleon liebte und bewunderte sie bis zuletzt. In Gedanken an Lätitia sagt er: „Das Menschengeschlecht besitzt zwei große Tugenden, die wir unendlich hochhalten müssen: die Tapferkeit der Männer und die Keuschheit der Frauen". - - - „Meine vortreffliche Mutter ist eine Frau von Herz und Verstand – sie ist von tapferer, stolzer

und edler Art. Ich verdanke ihr all mein Glück, alles, was ich Gutes getan – – – ich bin überzeugt, daß alles Gute und Böse im Menschen von seiner Mutter abhängt."

Obgleich Lätitia wußte, daß ihr Sohn ein Wunder ist, hat sie ihm doch nie nach dem Munde geredet – wie es gerade heute so viele Mütter ihren Söhnen gegenüber tun, ohne daß diese Söhne zu großen Hoffnungen berechtigen oder gar Taten von welthistorischer Bedeutung vollbrachten. „Sie müssen wissen, Sire: ich erweise Ihnen jegliche Achtung vor den Leuten, denn ich bin Ihre Untertanin; sind wir aber unter vier Augen, so bin ich Ihre Mutter, und Sie sind mein Sohn. Wenn Sie sagen: ‚Ich will', – so sage ich: ‚Ich will nicht', denn auch ich habe einen stolzen Charakter."

Es ist zweifellos recht, den Charakter eines Mannes zu einem erheblichen Teil nach seinem Verhalten den Frauen gegenüber zu beurteilen. Das wesentlichste Merkmal aber scheint mir zu sein, wie er sich seiner Mutter gegenüber verhält. Das lateinische „antiquam exquirite matrem" – „Suchet die alte Mutter" – spiegelt wie nichts sonst des Menschen Verhältnis zur Schöpfung.

Die wirklich Großen der Geschichte haben alle ein ganz besonderes inniges Seelenverhältnis zu ihren Müttern gehabt.

Es war stets etwas Mystisches darin. Man könnte glauben, daß ihnen durch die Mutter die Verbindung zum All gegeben war – die Quelle ewiger Kraft. Sie waren sich dessen bewußt. Kolbenheyer sagt zu seiner Mutter:

„Jeder meiner jungen Freude Laut
wuchs in Dir wie Morgenrot zum Morgen,
und, von Deiner Augen Quell betraut,
schliefen Kummer ein und frühe Sorgen.
Was in Tun und Leiden
Sieg war und bescheiden
Mutter, alles war in Dir geborgen."

Wir haben schon mehrfach Zeiten erlebt, in denen der Mutterbegriff verhöhnt wurde. Solche Zeiten haben nur den Sinn, daß wir durch sie erkennen lernen, wer des Teufels ist.

Zu Zeiten des Matriarchats waren die Menschen dem ureigensten Wesen unserer Welt vielleicht näher als wir heute.

Wie wenig ist eine Frau und Mutter sich ihrer Stellung, ihrer Verantwortung und ihrer Bedeutung bewußt, wenn sie glaubt, für ihre „Gleichberechtigung" kämpfen zu müssen.

Ohne Mutter keine Familie – ohne Familie keine Heimat – ohne Heimat kein Vaterland: Läßt sich das in Paragraphen fassen?

Ich habe meinen Vater leider kaum erlebt. Meine Mutter aber habe ich nicht nur sehr geliebt, sondern auch in höchstem Maße geachtet. Gewiß, sie – die Landesmutter – wurde von einem ganzen Volk geliebt und geachtet – und wir Kinder fühlten das natürlich jeden Tag aufs Neue. Sie, diese wahrhaft fürstliche Frau, wirkte nicht zuletzt durch die Bescheidenheit und Schlichtheit ihres Benehmens – durch die gleichen Tugenden kann eine einfache Frau des Volkes wahrhaft fürstlich wirken.

Bei zwei sehr verschiedenen und doch in manchem wieder ähnlichen Völkern unserer Zeit spielt die Mutter eine besonders große Rolle. Wir haben es nach diesem Weltkrieg erlebt, was das Wort „Mutter" den einfachen Soldaten dieser Völker gegenüber in sonst fast hoffnungslosen Situationen ausgemacht hat. Russen sowohl wie Amerikaner haben Instinkt für die Bedeutung dieses Begriffes, der um vieles mehr ist als die Bezeichnung eines biologischen Zustandes. Im Bereich des Mütterlichen hat die Masse nichts zu melden, da handelt es sich um Gott und den Menschen. Denn der Weg der Liebe – jener Kraft,

welche das Leben und den Sinn dieser Welt und ihrer Lebewesen ausmacht – geht von der Schöpfung zu den Menschen über die Mutter. Wenn das nicht so wäre, hätte es – weiß Gott - keiner „Mutter Gottes" bedurft.

Wenn sich Staat und Kirche in einem einig sein müssen, so in der Ehre, die sie der Mutter zollen. Und es wäre viel sinnvoller, wenn ein jeder von uns an seinem Geburtstag ausschließlich seiner Mutter gedenken würde, und, statt sich feiern zu lassen, sie feierte, der er sein Leben verdankt – doch der Mensch ist von Natur undankbar.

Dies sagte mir einst Hitler, als er mir seine Zimmer zeigte und ich über seinem Bett ein Bild seiner Mutter hängen sah, das er sich in München zu einer Zeit hatte malen lassen, als er kaum wußte, wie er es bezahlen sollte. Sie war keine schöne Frau gewesen und das Bild hatte keinen besonderen künstlerischen Wert, aber Hitler stand davor wie ein Kind vor einem Altar. Als er mich dann ansah – das war das einzigste Mal, daß ich das Gefühl hatte, in seinen Augen etwas von Klassenhaß zu spüren. Als wollte er sagen: Ihr Fürsten habt doch keine Mütter. Wir sind anders als Ihr... Es war eine peinliche Stille zwischen uns, diese Szene blieb für immer offen. Ich wollte etwas sagen, doch der Weg von meiner Mutter zu dieser Frau schien mir zu weit – ich war zu klein für diesen Augenblick und merkte es selbst. Wir sind nie wieder durch diese Zimmer gegangen. Oft, wenn ich ihn später sah, erkannte ich schemenhaft im Hintergrund jenes Bild seiner Mutter und ich hoffte einmal etwas nachholen zu können – doch es kam nie dazu.

Ein Jahrzehnt später mußten wir alle jene Zeit erleben, die wie keine je zuvor zugleich das hohe Lied – und die grauenhafteste Qual der Mütter bedeutete.

Um eines inneren Ausgleichs willen und um uns Menschen für die Zukunft solche Katastrophen zu ersparen,

möchte ich laut rufen: „Suchet die Mutter!" – aber vielleicht sind wir Menschen eben doch „von Natur undankbar" und dann würde es umsonst sein.

Begegnungen mit Tieren

Ich hasse Ratten. Während der langen Zeit aber, die ich als Zeuge im Gefängnis des Justizpalastes zu Nürnberg zuzubringen hatte, habe ich mich gefreut, wenn die Ratte kam. Eine große, behäbige, braune Ratte mit langen, spitzen Zähnen. Sie kam abends spät zwischen die Gitterstäbe des hochgelegenen Fensters meiner Zelle und war manchmal das einzige Lebewesen – abgesehen von der Wache –, das einen Blick in meine Einsamkeit warf.

Damals hatte ich Zeit darüber nachzudenken, was mir diese Tiere eigentlich getan haben, daß ich sie nicht leiden kann. Wenn sie, die Ratte, von da oben zu mir herabsah – fand ich nichts Böses in ihrem Blick. Neugierig war sie und ängstlich, aber gutmütig. Sie kam immer wieder, obwohl ich ihr nichts zu bieten hatte – und war doch ganz sicher von Menschen nur schlecht behandelt worden. Wer tut schon einer Ratte etwas Gutes? Ob sie hereinkam, wenn ich nachher schlief, das weiß ich nicht. Unter anderen Umständen wäre mir allein schon dieser Gedanke schrecklich gewesen, hier störte er mich kaum. Die Ratte war mir sympathischer als der Wachposten, der mich wie eine Ratte behandelte.

Ich dachte über das Aussehen dieses als häßlich bekannten Tieres nach und kam zu dem Resultat, daß es einen ausgesprochen schönen Kopf hat und auch sonst – abgesehen von seiner Fettleibigkeit – gar nicht unproportioniert ist. Das Erscheinen der Ratte wurde zu einem Segen

für mich, sie half mir, einen klareren Standpunkt zu gewinnen gegenüber den Tieren – und gegenüber den Menschen.

*

Ein Freund von mir, der hochgebildete Veli Kajum Khan – der Fürst der Turkestaner –, saß damals in einer der nächsten Zellen. Später durfte ich ihn besuchen. Er hatte Mäuse in seiner Zelle. Sie kamen und gingen immer durch das gleiche Loch am Boden. Sehr herzige, kleine Mäuse. Wenn sie kamen war es, als sei im Theater der Vorhang aufgegangen und man erwarte nun ein spannendes Stück. Über dem kleinen Loch hatte der Fürst ein Stückchen Pappe befestigt, darauf zu lesen stand: „Denkt an uns, wir haben Hunger!" Es gibt nicht viele Menschen, die je im Leben ein solches Schild für andere angebracht haben.

*

Im Lager Hersbruck erlebte ich einmal, daß ein Gefangener mit der Tür unserer Baracke eine riesig große Ratte eingeklemmt hatte. Es machte ihm offensichtlich Vergnügen, sie dann totzuquetschen. Ich war damals durch Hunger sehr schwach und wurde bei dem Anblick ohnmächtig. Wie schon gesagt: ich habe an sich eine starke Antipathie gegen Ratten – aber diese Roheit habe ich lange Zeit nicht vergessen können. Die Ratten waren im Lager eine Gefahr, wenn unter den gegebenen Umständen unter uns eine Seuche ausgebrochen wäre, so würden wir wahrscheinlich alle dort begraben worden sein. Trotzdem brauchte man die Tiere nicht zu quälen bevor man sie tötet – auch wenn es viele Menschen damals gab, die uns nicht nur töten, sondern ebenfalls vorher quälen wollten.

*

Zu jener Zeit hatte ich viel Gelegenheit, noch ganz andere Tiere, die in meinem bisherigen Dasein keine Rolle gespielt hatten, eingehend zu beobachten: Flöhe, Wanzen und Läuse. Wir hatten sie in unserer Baracke in rauhen Mengen, denn nebenan war ein Stofflager der Amerikaner und nicht weit lagen die Abfälle des Lazaretts.

Es kam vor, daß ich in einer Nacht 12 bis 15 Flöhe an mir fangen konnte, Läuse und Wanzen dagegen fanden mein Blut offenbar nicht wohlschmeckend; aber viele meiner Kameraden wurden von ihnen schrecklich gequält. Ich habe erlebt, daß einige durch die Angriffe der Wanzen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch fast zugrunde gerichtet wurden. Ich habe aus Rücksicht auf diese Kameraden soviel Wanzen getötet, als mir möglich war und wir hätten der Plage wahrscheinlich Herr werden können, wenn alle Insassen der Baracke es genau so gehalten haben würden. Solange aber nicht alle oder jedenfalls weitaus die meisten Menschen betroffen sind, ist an freiwilliges solidarisches Verhalten nicht zu denken – weder gegenüber Wanzen noch gegenüber anderen Übeln.

*

Als ich zum erstenmal zur Frühlingszeit hinter Stacheldraht lebte und das Bewußtsein dieser Tatsache mich bedrückte, geschah es an einem strahlend schönen Tage, daß ich Wildenten streichen sah und Tauben gurgsen hörte. Nie hatte ich mich so sehr zuvor mit meiner Kindheit schönsten Tagen, meinem Vaterhaus und meiner Heimat verbunden gefühlt als in diesen Augenblicken. Um unser altes Schloß in Bückeburg, seine mächtigen Bäume und den breiten Graben waren immer Tauben und Enten gewesen, sie gehörten dazu wie die Möwen zu den Schiffen über See. Tiere waren es – so viel reinere Kreaturen als wir

Menschen –, die in mir jene Stimmung heimatlichen Friedens wachriefen und mir sagten, wie klein und niedrig letzthin doch aller Haß in dieser Welt ist, auch derjenige, dessen Beute ich war.

Von allen Wesen der Natur steht das Tier dem Menschen am nächsten. Mit ihm können wir uns noch verständigen. Es ist für uns so etwas wie eine mahnende Stimme des Alls. Unser Verhalten ihm gegenüber sollte dem eigentlich entsprechen – in Wirklichkeit aber sind wir meist sehr ungerecht, oft geradezu schlecht zu den Tieren. Wir nutzen sie in eigennütziger Weise aus und bereiten ihnen viele Qualen. Wir verfügen über ihr Leben, als hätten wir ein Recht dazu. Und das alles, ohne daß wir über sie und ihre Bedeutung auch nur annähernd genug wissen. Was Menschen den Menschen im Laufe der Jahrtausende angetan haben ist unbeschreiblich – was Menschen den Tieren antaten, ist furchtbar..

Sicher ist es unvermeidlich, Tiere zu gebrauchen und auch zu töten – die Geschichte der menschlichen Zivilisation ist ohne beides kaum denkbar. Auch unsere heutige Existenz ist davon abhängig und verlangt es. Die Natur hat in ihrer Ordnung den Kampf um Leben und Tod vorgesehen. Aber wir denken ja nicht einmal daran, den Tieren wenigstens das zu ersparen, was an Qualen vermeidbar und unnütz ist. Und das ist unsere große Schuld, die deshalb, weil die Tiere uns nicht vor ein Gericht stellen können, keineswegs kleiner – sondern nur um so größer zu bemessen ist.

Güte gegenüber Tieren ist nichts anderes als Freundlichkeit und Verständnis für solche, von denen man keine Vorteile zu erwarten hat – und die sich nicht beschweren können. Zu jenen, die abhängig sind und wehrlos.

*

Im Bückeburger Schloß und auch später spielten die Hunde immer eine große Rolle bei uns. Wenn sie starben, wurden sie auf dem Schloßwall in einem kleinen Hundefriedhof beigesetzt und jeder bekam einen Grabstein, auf dem sein Name eingemeißelt war.

Mein Bruder Harry hatte viele Jahre einen großen Jagdhund namens Hexe und gleichzeitig einen kurzhaarigen Terrier, namens Schwibby, – diese beiden zeichneten sich durch Eigenart und besondere Klugheit aus. Hexe sprang einmal während einer Reise ungefähr 60 Kilometer von Bückeburg aus dem gerade langsam fahrenden D-Zug heraus und galt natürlich für verloren. Sie war aber unverletzt geblieben und – lief durch die ihr völlig fremde Gegend direkt nach Hause zurück.

Wenn mein Bruder längere Zeit verreist war, pflegte er beide Hunde auf einer mehrere Kilometer von Bückeburg entfernten fürstlichen Domäne „in Pension" zu geben. Wir haben des öfteren erlebt, wie die beiden – doch sehr verschiedenen – Hunde alle paar Tage einmal den langen Weg nach Bückeburg und dort auf die Schloßinsel bis vor die Tür meines Bruders zurücklegten, um festzustellen, ob er inzwischen von seiner Reise zurückgekehrt sei. Niemals hatte jemand versucht, ihnen das beizubringen. Sie liefen nicht etwa kreuz und quer auf der Straße herum und landeten schließlich mehr oder weniger zufällig am Ziel – nein, sie kamen beide nebeneinander daher, anzusehen wie Don Quichotte und Sancho Pansa, auf dem Fußweg, überquerten gemeinsam die recht belebten Straßen, strebten ohne jeden Aufenthalt oder Umweg direkt dem Schloß zu, verbrachten dort kurze Zeit der Feststellungen und des Wartens, um dann wieder die drei Kilometer zur Domäne zurückzutraben; der drollige Vorgang wiederholte sich häufig, bis sie dann eines Tages ihren Herrn wieder antrafen und ihn überglücklich begrüßen konnten. Bemer-

kenswert ist dabei noch, daß die beiden Hunde es auf der Domäne gewiß bequemer hatten und es ihnen dort auch sonst eher besser ging als bei ihrem Herrn.

Wie oft erleben wir es, daß ein Hund fast gleichzeitig oder jedenfalls sehr bald nach seinem Herrn stirbt, weil er ohne ihn nicht mehr leben kann.

Solche Treue ist mehr als eine Folge guter Behandlung – ein echter Lebenswert drückt sich hier am Beispiel von Tieren aus. Sollten wir zivilisierten Menschen, denen das Einfachste so schwierig geworden ist, nicht auch hier von der primitiven Kreatur zu lernen haben? Sollte nicht der „Mensch im Tier" dem „Tier im Menschen" Einhalt gebieten?!

Wohne wie du bist

Ich besuchte einmal in Rio de Janeiro den brasilianischen Staatspräsidenten in seinem mitten in der Stadt gelegenen großen Schloß. Gewiß konnte in einem so reichen Lande wie Brasilien die Frage der Einrichtung der Präsidentenresidenz kein finanzielles Problem sein. Und doch war sie ausgesprochen häßlich. Ganz nach dem europäischen Geschmack der achziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Die schweren, samtenen Portieren, die bei uns in Europa schon dunkel und unhygienisch und muffig wirken würden, waren in Brasilien in Anbetracht der großen Hitze und Feuchtigkeit einfach unerträglich anzuschauen.

Aber nicht viel besser wirkte auf mich das Schloß Sinaja des Königs von Rumänien. In den Karpathen, umgeben von prächtigem Buchenwald, steht ein mit Zinnen und Türmchen verziertes Schloß von gewaltigen Ausmaßen. Zinnen und Türme wirken gut, wo sie ihrer Zweckmäßigkeit wegen hinpassen – an alten Burgen, die ihrer zu Ver-

teidigungszwecken bedurften. Neben vielen großen Fenstern und Glasveranden aber, als Zierat an lange Wohnfronten angeklebt wirken sie sinnlos und damit kitschig. Dieses Schloß Sinaya wurde von König Karl I. Ende des 19. Jahrhunderts erbaut – auch also zu der Zeit, als man sich gern einer Romantik hingab, die gerade in unromantischen Perioden wuchert.

Schon der Enkel des Erbauers hielt es in der „gotischen" Pracht dieses Schlosses nicht mehr aus und baute sich in der Nähe ein großes Landhaus, das viel stilvoller wirkte und sicher auch praktischer zu bewohnen war.

Einen ganz anderen Eindruck erlebte ich in Athen. Dort besuchte ich meinen Vetter König Georg von Griechenland. Sein Schloß, mitten in der Stadt gelegen, wirkte wie eine große, sehr vornehme Villa. Ohne allen falschen Zierat, sauber und schlicht in der Linienführung – wie die Menschen, denen es diente. Die Zimmer des Königs waren mit einzelnen stilschönen Möbeln eingerichtet, aber es fehlte ihnen nicht eine stark persönliche Note. Die Atmosphäre dieses Hauses empfand ich freilich weder als griechisch – noch als deutsch (was dem holsteinisch-deutschen Ursprung der griechischen Königsfamilie entsprochen hätte), sondern als ausgesprochen englisch – und ich glaube, auch dieser Eindruck war echt und entsprach der Politik, die in diesen Räumen gemacht wurde.

Ähnlich war es in Schloß Amalienborg bei Kopenhagen, wo wir einmal meinen Patenonkel König Christian von Dänemark besuchten. Dieses Schloß war wie ein großer, sehr repräsentativer Herrensitz. Die Einrichtung der Wohnung aber noch viele Grade persönlicher als in Athen. Man hatte das Gefühl, bei einer besonders angesehenen Bürgerfamilie zu sein, bei der Traditionen und Erinnerungen eine große Rolle spielen. Hier war sicher alles ausschließlich nach dem Geschmack der Besitzer eingerichtet,

ohne fremdes Zutun. Die Einfachheit der Lebensführung dieses Monarchen entsprach ganz den Anschauungen seines Volkes – in ein prunkvolles Schloß hätte er nicht gepaßt.

Wenn ich mich eines weiteren Beispiels dafür erinnere, wie Menschen sich in ihrer Umgebung spiegeln können (und sie so wenig ohne diesen Rahmen, als dieser Rahmen nicht ohne sie zu denken ist), – dann muß ich an meinen Besuch im Schloß Steenockerzeel bei Brüssel erinnern, das damals von der österreichischen Kaiserin Zita und ihren Kindern bewohnt wurde. Die Menschen dort,die Einrichtung und der Lebensstil schienen untrennbar miteinander verbunden und aufeinander abgestimmt. Die durch ihre Schlichtheit und Echtheit imponierende alte Burg – ein Juwel europäischer Traditionen – hielt alles in ihrem Geist zusammen. Diese Kaiserin kämpfte für ihren Sohn um die Krone und ihr Sohn, schon damals „der Kaiser" genannt, lebte – wie seine Mutter – ganz im Zeichen dieses Kampfes. Hier hatte niemand „verzichtet" und hier war kein Monarch „Privatmann" geworden – wie das fast alle anderen taten. Die Habsburger, von denen wir das viel weniger erwartet hatten wie etwa von den Hohenzollern, setzten alles für ihr Ziel ein und lebten entsprechend. Die Freiheit, die der Protestantismus brachte, hat gewiß viel zur Auflösung alter monarchistischer Anschauungen beigetragen. Das Haus Habsburg blieb davon unberührt und bewahrte sich in seinem Kern wesentlich mehr von dem durch Glaube und Tradition bedingten Lebensstil. Wie einfach war hier das tägliche Leben – in allem. Die Parallele zu Haus Doorn, dem Exil Kaiser Wilhelms II. – den ich auch des öfteren besuchte –, zeigte zwei grundverschiedene Welten. Und doch handelte es sich in beiden Fällen um deutsche Kaiser – welch Zeichen für die Tragik deutschen Schicksals.

Haus Doorn war mit Kostbarkeiten fast überladen. Der Kaiser trug allabendlich zu einem festlichen Diner eine seiner alten Uniformen sowie viele Orden und Ehrenzeichen. Er liebte es, amüsante Gäste zu haben und diese über seine Auffassungen zu unterrichten. Er lebte in der Hoffnung, einst nach Deutschland zurückgerufen zu werden – aber er kämpfte nicht darum. Man lebte hier nach der Etikette einer Zeit, die nicht mehr existierte. In Steenockerzeel hingegen hatte man von der alten Etikette nur das übrig behalten, was zur Restauration aus wesentlichsten Gründen der Tradition bewahrt werden mußte. Doorn war ein Exil in Luxus – Steenockerzeel ein Exil der Pflicht.

*

Der Mann, der schließlich sowohl die Hohenzollernschen Hoffnungen begrub, als auch den Habsburger Leidenschaften ein Ende setzte: Adolf Hitler wurde zum Exponenten eines anderen Lebensstils – bei seinen Bauten und auch in der Innenarchitektur bevorzugte er einen den Notwendigkeiten des technischen Fortschrittes angepaßten Klassizismus. Fast alle Bauten der Partei und des Staates wurden in diesem von ihm selbst stark beeinflußten Stil gebaut und auch eingerichtet. Typisch dafür wurden das Haus der Deutschen Kunst in München und die Neue Reichskanzlei in Berlin. Sein Möbelstil erinnerte in manchem ans Empire. Die Abkehr von Ornamenten und Rückkehr zu einer monumentalen Einfachheit, in der sich bewußt alles auf den Goldenen Schnitt bezog, mußte weitgehend zeitlos wirken. Dr. Goebbels war wohl der einzige unter Hitlers „Paladinen", der das nicht vorbehaltlos mitmachte, er richtete seine Wohnung und auch sein Arbeitszimmer gern mit antiken Möbeln ein und wehrte sich gegen den „Reichseinheitsstil" – wie er sich auch in Hitlers

Gegenwart gerne ausdrückte. Goebbels erkannte zwar diesen neuen Stil an, er wollte nur nicht, daß er zur alles beherrschenden Mode wurde.

Dr. Goebbels sagte einmal zu mir: „Ich habe mir oft überlegt, warum es bei Ihnen viel gemütlicher ist wie bei uns. Unser Haus in der Hermann-Göring-Straße ist von ersten Architekten und mit doch wirklich schönen Sachen eingerichtet worden. Alles ist anständig und stilgerecht und schön – und doch komme ich mir dort immer wie in einem Hotel vor – und noch nie war eine Gesellschaft wirklich gemütlich. Es ist immer offiziell bei uns und bis zu einem gewissen Grade unpersönlich und kalt – woran mag das nur liegen?" Ich wußte, woran es lag. Bei uns waren zwischen all den schönen Sachen auch viele, die eine rein persönliche Note trugen. Kleine Bilder von Vorfahren und schaumburg-lippischen Besitzungen, Fotografien, Bücher, denen man ansah, daß sie gebraucht werden, Porträts von Familienangehörigen und einige eigene Zeichnungen. All diese Kleinigkeiten stellen den Kontakt zwischen uns und unseren anderen Sachen dar und dadurch erhielt alles eine persönliche Note. Solange sie nicht in zu großer Zahl vertreten sind und dadurch den Gesamteindruck im Sinne eines Familienmuseums verwirren, wirken sie anheimelnd und vermittelnd. Viele „Erfolgreiche" legen auf derartige Dinge keinen Wert. Man kann sie freilich auch mit noch so vielem Geld und den besten Architekten nicht erwerben; Imponderabilien sind unkäuflich. Es gibt unter den „Emporkömmlingen", mögen sie Wirtschaftler, Politiker oder auch Wissenschaftler sein, wenige, die das klar erkennen – und noch viel weniger, die Größe genug besitzen, es zuzugeben. Mein damaliger Chef zählte zu den letzteren.

*

Denken wir an Sanssouci, an Malmaison, an das Goethehaus in Frankfurt. Das sind Wohnungen, in denen die Persönlichkeiten, an die sie erinnern, irgendwie weiterleben. Es schwebt etwas von jener Atmosphäre in ihnen, die mit dem Genie zu tun hat und unmittelbar auf uns wirkt. Nicht etwa, weil sie besonders kostbar und bewundernswert eingerichtet sind. Gewiß, es sind viele schöne Sachen dort zu finden. Nein, weil tausend Kleinigkeiten den Menschen vermitteln, ohne daß wir sagen könnten, wieso und warum.

Das, was uns die großen, starken Persönlichkeiten hier zeigen, indem sie durch ihre einstige Umgebung fortleben und uns beeindrucken, gilt natürlich in weit geringerem Maße für jeden von uns. Wir sollten uns nicht schämen und nie versäumen, so zu wohnen wie wir sind.

Sport

Zu unserem modernen Leben gehört der Sport. Es sind schöne Stunden der Freude, die er uns schenkt. Sportliche Betätigung bedeutet stets, Freizeit nutzbar zu machen. Nutzbar für Geist und Körper und im Rahmen einer Gemeinschaft.

Wir brauchen uns nur vorstellen, was etwa unsere Jugend heute täte und was dementsprechend aus ihr würde, wenn sie keinen Sport treiben würde. Sie müßte in der schlechten Luft der Arbeitsstätten und Studierstuben und Vergnügungslokale ersticken, sich von dem durch den Körper sowohl wie durch den Geist bedingten Maßstab des Lebens immer mehr entfernen, unnatürlich werden, sich in Absurditäten verlieren und schließlich scheitern müssen.

Denn die Zeiten, in denen die Menschen auf dem Lande in frischer Luft lebten, Wind und Wetter und einem naturgegebenen Kampf ums Dasein ausgesetzt waren, der sie körperlich wie geistig immer wieder vor Entscheidungen stellte, Einsatz und daher Haltung von ihnen forderte, sind für die Millionen, die Stadtmenschen wurden, längst vorüber.

So ist aus dem Spiel eine Lebensnotwendigkeit geworden, für die breite Masse des Volkes der Ausgleich der Arbeit, man könnte sagen: das halbe Leben. Gewiß ist der Sport vornehmlich Sache der Jugend, aber für die älteren Menschen dennoch nicht von minderer Bedeutung. Schon deshalb nicht, weil er sie immer wieder mit der Jugend in eine Front stellt, – weil er in seinem Bereich die im Laufe eines Lebens erarbeiteten und gewonnenen Unterschiede nicht gelten läßt, – und weil er bescheiden macht.

Leider ist unter den führenden Politikern und Staatsmännern Europas die Zahl der sporttreibenden wohl noch niemals annähernd so gering gewesen als heute – eine Tatsache, der man symptomatische Bedeutung beimessen sollte. Es ist zweifellos einer der Vorteile der Monarchie gewesen, daß die zum Führen bestimmten Menschen sportlich ausgebildet wurden und daher alle wenigstens in dieser Beziehung das Leben kannten. Reiten, Fechten, Jagen zumindest mußte jeder von uns gut beherrschen – alle Jahrhunderte hindurch – und in neuerer Zeit kam noch manche andere Sportart dazu.

Meine ungefähr gleichaltrige Schwester und ich wurden schon in ganz jungen Jahren dem Sport zugeführt – nicht nur, damit wir auf diesem Gebiet etwas lernen und leisten sollten, sondern vor allem aus erzieherischen Gründen. Mit sechs Jahren schon wurde ich in Pontresina auf Ski gestellt und einem Skilehrer übergeben – ich bekam Schlittschuh angeschnallt und hatte jeden Nachmittag mei-

nen Schlittschuhunterricht. Ich wurde, „um Mut zu lernen", mit einem Erwachsenen, der darin geübt war, auf einem großen Schlitten die Bobbahn heruntergelassen. Und wenn ich dann vom Winteraufenthalt in die Residenz nach Bückeburg zurückgekehrt war, kam ich aufs Pferd. Fußball und Handball und später auch Schwimmen lernte ich von der Schule aus.

„Ein Herr muß in allen wesentlichen Sportarten mitmachen können", hieß es. Wenn er Besonderes leistet, um so besser – jedoch darf dies niemals auf Kosten seiner gesellschaftlichen Stellung gehen oder seines Ansehens. Der ideale Sportsmann in unseren Kreisen war derjenige, der viel konnte, viel mitmachte, viel erreichte, aber nicht damit renommierte.

Das Gefahrmoment, das ein wesentlicher Bestandteil des Sportes ist, bedeutet eine gute Erziehung. Es lehrt das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und zwingt vor allem zur Selbstdisziplin. Man wird davor bewahrt, sich selbst zu wichtig zu nehmen und lernt andere achten.

Am klarsten kommt gerade dies zum Ausdruck bei jenen Sportarten, bei denen unmittelbar Mensch gegen Mensch steht und der Einzelne ganz auf sich allein angewiesen ist. Wo sportlicher Kampf zum Teil von der Wirksamkeit einer Maschine abhängig ist, kommt der Mann nicht so ganz zur Geltung wie derjenige, der – etwa als Boxer, Ringer, Fechter – kein Mittel als sich selbst zur Verfügung hat und seinem Gegner direkt ins Auge schauen muß. Ich habe auch Ringen und Fechten gelernt. Das Letztere erschien mir als der ausgeprägteste und charaktervollste Sport. Das Fechten, vor allem das Florettfechten geht von rein sportlichen Voraussetzungen aus. Es trainiert das Auge, fördert die Entschlußkraft, verlangt einen gestählten, wendigen und elastischen Körper, rechnet mit Mut

und Ausdauer. Es ist weder dem Körper noch der Seele in irgendeiner Weise abträglich – wohl aber beiden ein Vorteil. Ich kenne keinen Sport, der in diesem Maße die Kraft und zugleich die Schönheit der Bewegung erfordert – die Schnelligkeit im Handeln und in der Überlegung. Daher wirkt das gute Fechten auch so ritterlich, bei Männern wie bei Frauen. Diese Wirkung kommt nicht zuletzt davon, daß ein wirklich aufrechtes, klares und faires Verhalten verlangt wird. Der Fechter muß sich dem Kampf in allen Phasen stellen, er darf sich nicht entziehen, muß angreifen, wann er nur kann und dabei den Gegner ständig im Auge behalten. Bei aller erforderlichen Gewandtheit ist kein Raum für duckerisches oder gar hinterhältiges Verhalten!

Sehen wir dagegen etwa „Catch Can" – den Kampf, bei dem jedes, auch das menschenunwürdigste Mittel recht ist –, so fragen wir uns, wieso es möglich ist, beides als Sport zu bezeichnen. Catch Can geht darauf aus, den Gegner sosehr zu verletzen, daß er nicht mehr kämpfen kann. Unfairheit ist zum Gesetz erhoben. Die Regellosigkeit zur ersten Regel gemacht. Welcher Hohn, wenn sich zwei Menschen, nachdem sie so miteinander kämpften, nachher die Hände reichen – nur weil das im guten Sport so üblich ist.

Eine „moderne" Zeit hat uns noch andere derartige „Sportarten" gebracht. Man denke nur an die Menschen, die mit Autos mutwillig gegeneinander rasen – letzthin, um dem blutgierigen Publikum durch die Sensation Tod möglichst viele Groschen abnehmen zu können.

Es kann niemals der Sinn des Sportes sein, auf Kosten des Körpers betrieben zu werden – ganz gleich unter welchen Motiven dies geschieht.

Größter Gegensatz echter Sportauffassung ist die Angabe. Ein wahrer Sportsmann wird nie ein Angeber sein.

Wie unsportlich ist es doch, wenn etwa ein mittelmäßiger Tennisspieler zum Training oder auch beim Turnier mit mehreren Schlägern bewaffnet und mit Frottiertüchern auf dem Platz erscheint, so tut, als sei der Platz für ihn nicht gut genug und er selber gesundheitlich leider nicht ganz auf der Höhe. Das sind die Menschen, die dann auch im Spiel unleidlich werden, wenn ihnen der Erfolg versagt bleibt. „Mit diesen Schuhen kann man ja nicht laufen", heißt es dann, – oder „weiß der Teufel, was das für Bälle sind", – oder „der Platz ist eben in seiner Anlage total verfehlt", – oder „sobald ich richtig zuschlage, macht mein Arm wieder nicht mit", – oder „wenn ich doch nur halb so gut spielen würde wie früher", – und schließlich „es kommt ja auch auf den Gegner an, je besser der Gegner, um so besser spiele auch ich". Das sind die Menschen, die sich gern über den Schiedsrichter beschweren und ganz schlechter Laune sind, wenn sie endlich trotz aller Tricks verloren haben. Es sind die gleichen, die stets beim teuersten Trainer Stunden nehmen und sich mit jedem Ball herumprahlen, den sie gegen den Trainer angeblich für sich haben verbuchen können. Tatsächlich hat der Trainer sie gewinnen lassen, um sie bei Laune zu erhalten.

Diese Sorte Menschen, die es naturgemäß bei allen Sportarten gibt – dort führen sie andere Redensarten im Munde, aber der Typ ist der gleiche – hat viel Unsportliches in den Sport gebracht. Angeberischer Snobismus ist vor allem nach den Kriegen die Visitenkarte von ehrgeizigen Neureichen geworden. Manche Sportklubs, denen es finanziell schlecht ging, nahmen solche Menschen ihres Geldes wegen auf und gerieten dadurch in Abhängigkeit. Ja es gab Klubs, in denen das Geld schließlich ausschlaggebend wurde. Bald war es dann so weit, daß die Veranstaltungen nicht mehr so sehr im Zeichen der sportlichen Leistung, sondern in dem des gesellschaftlichen Ereignisses und der

Rentabilität gesehen wurden – hier hört der Sport endgültig auf, Sport zu sein.

Zur Zeit des „Reichsbundes für Leibesübungen" hat man dieser Entwicklung einen Riegel vorgeschoben. Man befreite den Sport von materiellen Vorbedingungen und Abhängigkeiten und brachte ihn – nach dem Beispiel des alten Hellas – zu seiner eigentlichen Bestimmung zurück. Die körperliche Leistung wurde in Verbindung mit einer menschlich vorbildlichen Haltung verlangt – und dementsprechend nicht prämiiert, sondern geehrt. Nur auf diese Weise war es möglich, auch auf dem Sportplatz die Klassengegensätze zu beseitigen und den Menschen als solchen, nicht in Abhängigkeit von seinem Gelde, zu bewerten. Solche Fairneß unter Menschen wirkte sich auch auf den Sport selbst aus und führte zur Entwicklung echter Kameradschaft im Sport. Den höchsten Ausdruck fand diese Gesinnung und Sportauffassung in den Berliner Olympischen Spielen im Jahr 1936, als alle Nationen der Welt sich einmütig dazu bekannten.

Ich arbeitete zu jener Zeit in der Abteilung Ausland des Reichspropagandaministeriums. Aus dem Volk und aus der Partei waren viele Vorschläge an uns gekommen, dieses Ereignis politisch auszuwerten. Da versammelte Dr. Goebbels als Minister alle mit der Vorbereitung der Spiele beschäftigten Dienststellen und erklärte ihnen: „Ich verbiete Ihnen ausdrücklich bei den Olympischen Spielen politische Propaganda zu betreiben – wir wollen allen Ehrgeiz und alle Liebe daran setzen, möglichst gute Gastgeber zu sein – das ist alles!" Der deutsche Sport hat damals in Garmisch und Berlin der Welt gezeigt, daß die Menschheit in Frieden leben könnte, wenn sie nur will – und wenn bestimmte Grundregeln der Fairneß gelten, von denen das Benehmen aller maßgeblich bestimmt sein sollte.

Man mag daraus ersehen, wie wesentlich der Sport für die menschliche Haltung ist und wieviel er daher zum Verständnis der Völker beitragen kann. Der Sport hat schon manchen Menschen souverän werden lassen.

*

Doch eine Zeit, die nicht nur das Heldentum, sondern darüber hinaus jede hervorragende Leistung und damit Haltung ablehnt, weil nach ihren Prinzipien alle Menschen gleich seien, verträgt sich nicht mit dem Sport. Er zwingt sie in einen Widerspruch mit sich selbst. Wir haben das schon nach dem Ersten Weltkrieg erlebt, als sich das alljährliche Deutsche Turnfest zur gewaltigen Demonstration des Deutschtums entwickelte. Wie sollte es anders sein, als daß aus dem Bekenntnis zur sportlichen Kraft, zur körperlichen und seelischen Erziehung eines Volkes – ein Bekenntnis zu diesem Volk an sich und damit zur Nation wurde. Das Deutsche Turnfest hatte niemals etwas mit Parteipolitik zu tun – aber es wurde aus sich heraus und gerade darum jedesmal zu einer politischen Tat auf höchster Ebene. Es wurde zum Beweis dafür, daß deutsche Menschen, wenn sie sich einer bestimmten fairen Haltung verschreiben, einig sind und glücklich in dem Bewußtsein einer großen Sache zu dienen, die sie ihr Vaterland nennen.

Ich erlebte dieses Deutsche Turnfest nur ein einziges Mal. Es war 1933 in Stuttgart. Zusammen mit Adolf Hitler, der als Reichskanzler – nicht als Parteiführer – die Huldigungen entgegennahm und tief ergriffen war – wie wir alle – von der unvorstellbaren Dynamik dieses Geschehens. Jede natürliche und damit sinnvolle körperliche Leistung, durch den Glauben an ewige Werte im Menschen inspiriert, löst Glück und Schönheit aus.

Beim Deutschen Turnfest steht die Leichtathletik im Vordergrund. Sie ist Sport in der Perfektion. Bei ihr ist

der Mensch allein auf sich angewiesen und die Leistung ist nicht von Disziplin und Haltung zu trennen. Bei ihr hat Sieg nichts mit Gewinn zu tun, sondern ausschließlich mit Ehre, sie bietet allen die gleiche Chance, aber sie krönt allein die menschlich einwandfreie, beste Leistung.

Die Zahl der aktiven Teilnehmer war natürlich um vieles größer als bei der Olympiade. Es kämpfte nicht die Auslese der Besten aus vielen Nationen, sondern die Auslese eines ganzen Volkes. Sie kämpften nicht nur – sie zeigten auch durch die an Exaktheit und Rhythmus nicht zu überbietenden Freiübungen ihre Solidarität.

Gegen Ende schaltete sich die Reichswehr in das Programm ein. Feldartillerie machte Vorführungen im Galopp. Auch das war eine großartige Leistung, obwohl sich ein Unglück dabei ereignete, – aber das Spiel mit schweren Waffen paßte nicht in die Atmosphäre des Deutschen Turnfestes. Bis dahin hatten wir uns alle glücklich und unbeschwert gefühlt – als die rasenden Gespanne mit den Geschützen hinter sich dann durcheinander gerieten, Pferde sich überschlugen und Soldaten in den Dreck geschleudert wurden – Männer, die im Dienst waren und Waffen trugen –, da war das ganze Bild des sportlichen Festes wie zerrissen. Ich hatte für einen Augenblick das Gefühl, als werfe die ewige Tragik deutschen Geschickes einen zwar winzig kleinen – aber nicht zu verkennenden Schatten über das Feld.

*

Als 1954 zu unserer Freude und größten Überraschung aller Völker unsere Mannschaft die Weltmeisterschaft im Fußball gewinnen konnte, machte sie sich allein schon durch ihr korrektes und besonders faires Spiel allgemein beliebt. Um so unsportlicher war es von einem schweizerischen Rundfunkansager, die Ungarn als die

eigentlichen Sieger hinzustellen und den Sieg der Deutschen zu bagatellisieren.

Fußball läßt sich als Volkssport schlechthin bezeichnen, denn er bietet den besten Durchschnitt. Wie er die Leistung des Einzelnen betont, so kann er auch zur Demonstration der Leistung eines ganzen Volkes werden. Die Tatsache, daß die Besten aus Deutschlands großer Fußballgemeinde auch den stärksten Rivalen in der Welt zu schlagen vermochten, obwohl unser Volk eben noch fast tot geglaubt wurde, – diese Tatsache aus vollem Herzen freudig zu begrüßen, ist ebenso sportlich wie deutsch – und es wäre nur anständig und fair, wenn andere das anerkennen würden.

Unfairneß im Sport rührt in den seltensten Fällen von denen her, die selbst aktiv beteiligt sind. Sie kommt aus den Reihen derer, die sich mit dem Sport beschäftigen, ohne Sport zu treiben – oder die gar aus dem Sport ein Geschäft zu machen versuchen. Verrat kommt fast immer aus der Etappe!

*

Als ich 1953 zum erstenmal nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in England war, da sagte mir gelegentlich einer eleganten Gesellschaft die Frau eines hohen englischen Offiziers: „Ich war leider nie in Deutschland und ich kenne auch nur sehr wenig Deutsche, aber ich konnte ihrem Volk niemals böse sein – auch in den schlimmsten Zeiten nicht – denn ein Deutscher hat mir einmal sehr imponiert. Das war ein deutscher Reiter-Offizier. Er ritt hier bei uns ein schweres Hindernisrennen mit – stürzte so schwer, daß wir alle dachten, er müsse sich das Genick gebrochen haben; aber er erhob sich trotz furchtbarer Schmerzen und ging ohne fremde Hilfe vom Platz. Bei dem Sturz hat er sogar sein Monokel im Auge behalten. Das hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck ge-

macht – das nenne ich die Disziplin eines echten Sportsmannes. Ich konnte Euch Deutschen nie mehr böse sein!"

*

Wenn es eines Beweises noch dafür bedarf, was der zähe, unbeugsame Wille eines echten Sportsmannes für diesen Menschen selbst und damit indirekt auch für seine Kameraden zu erreichen vermag – dann möchte ich auf den Sport der Kriegsversehrten verweisen, der unzähligen armen Teufeln das Leben wieder lebenswert gemacht hat. Nicht um irgendwelcher Rennen und Rekorde willen, sondern durch das Bewußtsein der moralischen Selbstbehauptung, der körperlichen Disziplin und der Teilnahme am Leben.

Sport ist letzten Endes nichts anderes als die Schule der menschlichen Haltung mittels körperlicher Fähigkeiten. Guter Sport läßt daher auch nichts Zersetzendes, Destruktives aufkommen. Er bedeutet ein „Ja" zum Leben und führt zu einer naturgegebenen, gesunden Auffassung vom Dasein, zur staunenden Achtung vor dem Wunderwerk Mensch und zu der bescheidenen Dankbarkeit, die den Körper als ein Geschenk Gottes empfindet.

Sklaven des Genusses

„Lieber lebe ich einige Jahre weniger" – ist oft die Antwort eines Freundes, dem ich versuche, das leidenschaftliche Rauchen auszureden; allein schon diese Antwort sagt alles über die Abhängigkeit, in die mein Freund geraten ist.

Mit dem Verzicht auf einige Jahre des Lebens – wahrscheinlich sehr viel mehr als er glaubt – ist es aber bei ihm nicht abgetan. Denn er lebt in einem ständigen Zustand

der Vergiftung. Würde er das Nikotin, das er täglich durch die Lungen jagt, essen und schlucken, so wäre er binnen weniger Stunden tot.

Daß diese dauernde Vergiftung – schon allein durch die Vergeudung der zur Aufbringung des erforderlichen Gegengiftes nötigen Kraft – eine negative Beeinflussung seiner gesamten körperlichen und geistigen Konstitution bedeutet und somit sein Leben überschattet, ist eine bittere Tatsache mehr.

Ein Mensch aber, der unnatürlich lebt, beeinflußt – bewußt und unbewußt – auch seine Mitmenschen unnatürlich zu leben. Und wenn er nur seine Unruhe auf sie überträgt oder seine Launen an ihnen ausläßt.

Ein mir befreundeter Journalist sagt mir: „Ich könnte nicht Nächte hindurch arbeiten, wenn ich dabei nicht fortgesetzt rauchen würde." Ich mußte gestehen, daß auch ich in früheren Jahren, wenn ich erst spät vom Dienst kam und noch viel zu schreiben hatte, zwar nicht rauchte, aber gern ein Glas Alkohol nach dem anderen leerte und dazu stets das Radio spielen ließ. Ich leistete also meine Arbeit unter Zuhilfenahme von Aufpeitschungsmitteln der verschiedensten Art – und ich gewöhnte mich daran, dies zu tun.

Aber die so geleistete Arbeit konnte keine meiner eigentlichen Natur entsprechende sein und sie war es auch nicht. Sie mag flotter zu lesen gewesen sein als das, was ich sonst schrieb – sie mußte aber irgendwie überspitzt wirken, denn sie war – und blieb – das Produkt künstlich beeinflußter Nerven. Sie konnte dadurch reizvoll sein, nicht aber ausgleichend, beruhigend und gut. Mir kamen bald Bedenken gegen solche Methoden, zumal ich sie vielfach auch bei anderen beobachtete.

In allem, was der Mensch durch Wort und Schrift anderen vermittelt, ist neben der Information auch etwas

Persönliches, – etwas, das seine Art, seinen Zustand verrät und ebenfalls weitergibt. – Auch, wenn ich es selber weder so will – noch überhaupt wahrnehme – ich werde sicher den gleichen Gedanken anders interpretieren, wenn während des Schreibens mein Kopf von Chemikalien beeinflußt oder davon frei ist, oder wenn statt eines seichten Schlagers beruhigende Stille mich umfängt. Damit rückt das Problem in den Bereich der Verantwortlichkeit, die wir anderen gegenüber zu tragen haben.

Die Frage, ob wir wegen zu starken Rauchens, wegen übermäßigen Trinkens oder schlimmerer Süchtigkeiten einige Jahre unseres Lebens verschenken wollen – oder nicht – ist damit nicht mehr unsere ureigenste Privatangelegenheit, denn sie geht schon fast alle an, die mit uns zu tun oder für die wir etwas zu tun haben.

Aber selbst wenn dies nicht unmittelbar der Fall sein würde: Habe ich denn nur vor den Menschen – nicht viel mehr noch vor Gott eine Pflicht, Haltung zu wahren? Kann es recht sein, daß ich um des Genusses willen meinen Körper zerstöre und auf einen Teil meines Lebens verzichte? Bin ich denn als Mensch der eigenen Willkür überlassen oder lebe ich nicht um einer Aufgabe willen?

Daß Rauschgifte und Verbrechen viel Verbindung miteinander haben, ist kein Geheimnis. Fast täglich lesen wir in den Zeitungen Neues zu diesem Thema. Die Chroniken unserer Gerichte sind voll von Berichten über Menschen, die Sklaven des Genusses, Opfer ihrer überreizten Nerven und der sich daraus zwangsläufig ergebenden Hemmungslosigkeit geworden sind. Denn Haltung ist nicht zuletzt eine Frage der starken Nerven.

Die meisten von uns sehen wohl die großen Gefahren, aber sie wollen die kleinen nicht wahrhaben. Das, was ständig an unseren Nerven zehrt, macht sie in Wirklichkeit für die großen Gefahren sturmreif. Und dieser Dinge gibt

es – darüber müssen wir uns klar sein – in unserem neuzeitlichen Leben viel mehr als in früheren Zeiten.

Es ist schwer, auf solche Wahrheiten hinzuweisen – nichts ist so unpopulär, als gegen die Sucht des Genusses zu sprechen. Die Menschen lieben diejenigen, die Schwächen zeigen, viel mehr als solche, die Forderungen stellen.

Das durch die Technisierung und die Hebung des Lebensstandards ermöglichte moderne Lebens hat uns bereits alle so sehr in die Machtsphäre des Genusses hineingezogen, daß wir kaum noch feststellen können, wo die Grenzen zwischen Freude und Sucht liegen.

Man wird der Verkehrsnot erst dann einigermaßen erfolgreich entgegentreten können, wenn man von der Erkenntnis ausgeht, daß es eine regelrechte Sucht der Menschen geworden ist, aus der ihnen anvertrauten Maschine das Möglichste herauszuholen. Es ist für viele Menschen ein großer Nervenanreiz, mittels des Motors eine hohe Geschwindigkeit zu erreichen. Sie suchen, sie wollen die Gefahr – und es ist daher ganz zwecklos, sie warnend auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Sie sind nichts als Sklaven des Genusses, der für sie um so größer ist, je mehr sie sich durch Vorschriften beengt fühlen. Wenn ich im Kreise meiner Bekannten die wildesten Autofahrer der Reihe nach ansehe, so stelle ich fest, daß es durchweg Menschen mit angegriffenen Nerven sind. Menschen, die auch zu viel rauchen und trinken, ein reichlich bewegtes Sexualleben führen, nicht genug schlafen und sich keine ruhige Stunde am Tag gönnen. Sitzen sie einmal ausnahmsweise zu Hause, dann muß fortgesetzt das Radio spielen, sie hören gar nicht zu, aber sie kommen ohne diese Geräuschkulisse nicht aus. Stets und ständig reizen sie ihre Nerven. Naturgemäß werden diese Nerven immer abgestumpfter. Der Reiz muß mehr und mehr gesteigert werden und das Ende ist abzusehen. Da alles das, was zur Befriedigung

überreizter Nerven notwendig ist, viel oder sogar sehr viel Geld kostet, so werden diese Sklaven des Genusses auch bald zu Sklaven des Geldes – eines bedingt das andere und beschleunigt den Prozeß der Vernichtung jeder Selbständigkeit.

Zahllose Menschen nutzen ihrerseits diese Schwächen der anderen aus, um daraus Geschäfte zu machen. Sie liefern das, was die Nerven reizt – nicht nur Nikotin, Koffein, Opium, Kokain und dergleichen mehr –, sondern auch aufregende Lektüre, Kriminalstücke und Filme, bei denen die süchtigen Zuschauer auf ihre Kosten kommen.

So verbrauchen viele ihr Nervensystem und mehr noch: ihre Seele. Das Gefühl für das Wesentliche im Leben verkümmert in ihnen. Aus Menschen sind Roboter geworden. Die Genüsse wechseln, die Sklaverei aber bleibt. Täglich sterben um uns herum viele dieser Sklaven einen jammervollen, wenn nicht sogar schändlichen Tod – so wie es das Los der Sklaven ist – in dem Augenblick, in dem es ihr Sklavenhalter, der Genuß, verlangt.

So sehen wir die Gefahren des Lebens als süße und bittere Versuchungen – doch sollen wir darum Asketen werden?

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
die eine will sich von der anderen trennen:
die eine hält, in derber Liebeslust,
sich an die Welt mit klammernden Organen;
die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
zu den Gefilden hoher Ahnen."

Wir Menschen sollen das Leben erkennen, uns ihm stellen und es erst genießen. Wir sollten es so sehen und weiterentwickeln, wie es seinen Gesetzen nach ist, nämlich in Schönheit und Würde. Das zu tun erfordert unsere ganze Daseinsfreude, aber auch unsere ganze Disziplin, denn nichts ist so würdelos als ein Mensch, der zum Sklaven

von Begierden absinkt und dadurch sinnlos wird in dieser Welt.

Glücklich kann nur sein, wer sich auch den eigenen Begierden gegenüber tapfer und klug zu behaupten weiß. Die Natur ist ihm der beste Bundesgenosse und sein Leben hat einen hohen Sinn, denn wir leben, um uns zu bewähren.

Von der „Optik" unseres Verhaltens

Nur die wenigsten Menschen richten ihr Leben nach Theorien oder nach wohldurchdachten eigenen Überzeugungen ein. Die meisten halten sich – im Großen wie im Kleinen, in politischen und sonstigen Dingen – an Vorbilder. Die Kunst moderner Propaganda besteht nicht zuletzt darin, solche Vorbilder zu zeigen und sie – das ist die Kehrseite des Vorganges – so zu zeigen, wie man sie am liebsten sehen will und deshalb am raschesten begreift. Würde man die Aussagen der politischen Propaganda der letzten Jahrzehnte als einzige Kenntnisquelle heranziehen, dann ergäbe sich der merkwürdige Eindruck, daß Stalin, Hitler, Roosevelt, Mussolini und viele Wirtschaftsgrößen und Filmstars sich in den meisten persönlichen Zügen überaus ähnlich waren: sie alle führten, wenn wir der Propaganda glauben wollen, ein sehr arbeitsreiches, aber sonst recht bürgerliches Leben, spielten gerne mit Hunden und Kindern, waren höflich zu den Frauen und liebten die Blumen, erlebten von Zeit zu Zeit „die schönste Stunde" ihres Lebens, arbeiteten nur für den Frieden und die Eintracht der Menschen.

Der Zeitungsleser und Illustriertenbetrachter billigt dem Vorbild zu, daß es besser lebt – ja es soll so leben wie man

selber leben möchte, wenn man jene vorbildliche Position erreicht hätte.

An der Veränderung des Standards der Vorbilder läßt sich die Veränderung der Wünsche des Publikums – und damit der Wechsel der Zeiten – ablesen. Die Zeiten, in denen ein Vorbild unbedingt ein siegreicher General oder ruhmvoller König sein mußte, sind vorüber – jedenfalls zunächst – und die Zeiten, in denen das Vorbild auch ein Filmstar, ein Boxer oder ein Fußballspieler sein kann, nennen wir unsere Gegenwart. Ich erinnere mich, daß man während des Dritten Reiches bekannteste Persönlichkeiten des Sports, des Films, des Theaters zu Problemen der Politik sprechen oder schreiben ließ – diese Aktion übertraf in ihrer Auswirkung manche große Versammlungswelle beträchtlich! Und auch die demokratischen Parteien von heute engagieren sich für die Wahlkämpfe – je nach Bedarf – bekannte Wirtschaftler, Ritterkreuzträger, Prinzen oder Geistliche – eben Männer, von denen man annimmt, daß sie einer Vielzahl von Menschen als Vorbild dienen. Es ist dann gar nicht mehr entscheidend, was diese Menschen sagen oder schreiben, sondern daß sie sich mit einer bestimmten Politik überhaupt identifizieren lassen. Man stempelt sie zu Idealmenschen und gibt ihnen möglichst viele der Eigenschaften, die zur Zeit für ein Vorbild erwünscht erscheinen. – Eine politische Umwälzung setzt natürlich voraus, daß die Vorbilder von ehedem keinesfalls mehr weiterwirken. Sie müssen also zunächst gründlich degradiert werden. Was vorher Gott ähnlich war, erscheint nunmehr auf der Bühne der eifrigen Publizistik in der Gestalt des absoluten und erwiesenen Teufels. War das „Hosiannah" laut, dann schmettert das „Crucifige" um so dröhnender, bis das erschöpfte Publikum für die Schalmeienklänge zugunsten der neuen Größen aufnahmebereit gemacht ist.

Es wäre ungerecht, nur unsere Zeit anzuklagen. Ein klassisches Beispiel zum Thema Propaganda und Masse boten auch andere Zeiten, wie die Napoleon Buonapartes. Er und seine Marschälle wurden in den Jahren ihrer Siege tatsächlich fast vergöttert. Als Napoleon gestürzt war und sich auf Elba befand, stempelte man ihn zum „größten Verbrecher aller Zeiten". Vorbild wurde, wer gegen ihn gewesen war und alles anders wollte. Napoleon kam wieder. Das Volk hatte in der Zwischenzeit keinen rechten Ersatz für das Vorbild Napoleon finden können. Die gegen ihn entfesselte Hetze war so plump und verlogen gewesen, daß er in den Augen vieler anfing zum Märtyrer zu werden. Er hatte es nicht allzu schwer, die Herzen seines Volkes wiederum zu gewinnen – obwohl dieses Volk ihm früher unsagbare Opfer hatte bringen müssen und seine Herrschaft zweifellos in einer Katastrophe für Frankreich endete. Wieder war er das große Vorbild, dem sie alle folgten. Wir wissen von den hundert Tagen und Waterloo. Zum zweiten Male wurde er „das Untier". Während er als Gefangener auf St. Helena saß, warf man ihm alle Sünden vor, deren ein satanischer Mensch fähig sein konnte. Napoleon starb – und sein Tod war der eines souveränen Menschen, eines Helden. Die Optik dieses Endes wirkte sich langsam aber sicher aus und rollte diejenige seines ganzen Lebens wieder auf. Zwanzig Jahre später war er wieder der große Napoleon, man holte seinen Leichnam in den Dôme des Invalides und bewunderte ihn nicht nur in Frankreich, sondern nunmehr in der ganzen Welt.

*

Ist es nicht gerade eine optische Wirkung, durch die der Ritus der katholischen Kirche seit mehr als tausend Jahren die Menschen beeinflußt?! Die lateinische Sprache macht

es dem Volk unmöglich, das verkündete Wort zu verstehen, der Gottesdienst ist auch auf das Sehen abgestellt und die daraus sich ergebenden Empfindungen. Selbst in dem kleinsten Dorf steht eine Kirche, die durch ihre imposante Architektur und die Pracht der Farben nicht nur die Gemüter der einfachen Bauern packt und erbaut. Auch der schlechteste Pfarrer wirkt noch durch sein Ornat, seine ihm angelernte Art sich zu bewegen, zu sprechen und zu singen. Und hinzu kommt die Verbindlichkeit der alten Tradition, die einfach da ist und nicht bewiesen zu werden braucht.

Wir sehen das um so deutlicher, wenn wir ihre Wirkung auf die breiten Massen der Völker mit derjenigen der protestantischen Kirchen vergleichen. Noch mehr als Luther verzichtete Calvin ganz bewußt auf jede optische Wirkung – und sein Erfolg war ein kläglicher. Die Masse der Menschen will Ideen verkörpert sehen. Die beste Idee taugt ihr nichts, wenn nicht einer da ist, der sich mit ihr identifizieren läßt. Wie überzeugend ist es für den einfachen Menschen, daß Gott in Gestalt des Papstes einen direkten Vertreter auf Erden hat, an den man sich so gut wenden kann wie an Gott selber. Ist es nicht selbstverständlich, daß der Vertreter Gottes – wenn man an seine Echtheit glauben will – in glänzendem Prunk leben muß und fern aller Anfechtungen allzu menschlichen Lebens? Göttliches muß unerreichbar sein. – Der Mensch kennt sich zu gut, um an sich glauben zu können – er glaubt nur an den, der ihm mehr erscheint.

Auch in der Staatskunst ist es nicht nur wichtig, daß etwas geschieht – sondern wie es geschieht. Viele äußerst tüchtige Menschen, denen die Welt einen guten Teil ihres Fortschrittes verdankt, sind fast unbekannt oder jedenfalls kaum gefeiert gestorben, weil sie sich aus irgendwelchen, vielleicht ganz unbedeutenden Gründen nicht als Vorbild

eigneten und nicht vor die Linse ihrer Zeit gerieten. Andere wiederum, deren tatsächliche Verdienste um die Menschheit viel geringere gewesen sind, standen glanzvoll angestrahlt im Scheinwerfer der öffentlichen Bewunderung. Sehr viele echte Revolutionäre sind daran gescheitert, daß sie – einmal im Besitz der Macht – die Bedeutung der Optik ihres Lebens unterschätzten und dadurch das Fundament ihrer Macht, die Liebe und das Vertrauen ihrer Anhänger verloren. Der chinesische Kommunistenführer Mao-Tse-Tung hat einmal in einer Rede vor den Paladinen seines Staates gesagt, nur wenn sie bescheiden blieben, würden sie auch mächtig bleiben. Das war und ist ein sehr wahres Wort für einen politischen Führer, der aus dem Nichts aufgestiegen ist.

Die Masse beobachtet diejenigen am schärfsten, die aus ihr hervorgegangen sind. Denen gegenüber, die in ihre gesellschaftliche Position und in ihren Reichtum hineingeboren wurden, ist sie bemerkenswerterweise sehr viel nachsichtiger – jedenfalls in normalen Zeiten. In Situationen allgemeiner Bedrängnis ändert sich das Bild auch hier. In Zeiten nationalen Notstandes kann es keine Ausnahmen geben. Wir haben das in zwei Kriegen deutlich genug erlebt. Die Einzelnen, die ihre Stellung ausnutzten, um sich Vorteile zu verschaffen, haben die deutsche Kampfkraft in gefährlichster Weise geschwächt. Einige wenige konnten die ganze „Optik" der nationalen Gemeinschaft zerstören. Die Masse sieht über die Korrekten, wie über Selbstverständlichkeiten, hinweg und registriert jene Unkorrekten und wenn es nur wenige Ausnahmen sind. Das ist immer so gewesen, man muß das wissen und sich danach richten.

Während des Krieges ließ Hitler zwei Reichsminister, die in ihren großen Mercedeswagen morgens zum Dienst gefahren kamen – als es auch für diese Herren nicht erlaubt

war, im Monat mehr als höchstens 200 Liter zu verbrauchen – auf der Straße „Unter den Linden" in Berlin anhalten, aussteigen und zu Fuß in ihre Ministerien gehen. Die Wagen wurden beschlagnahmt. – Einem anderen Minister wurde das Pferd weggenommen, weil er allmorgendlich im Tiergarten spazieren ritt. – Besser wäre es wohl gewesen, diese Herren, die so wenig Verständnis für die Situation ihres Volkes zeigten, ihrer Ämter zu entheben. – Wenn die Besatzungsmächte im Nachkriegsdeutschland mehr Wert auf die optische Auswirkung ihres Lebens gelegt hätten, würde das Verhältnis des deutschen Volkes zu ihnen wahrscheinlich ein ganz anderes gewesen sein. Es scheint, als ob Besatzungsmächte diesbezüglich immer und überall seit alters her die gleichen Fehler begehen.

Hier macht sich besonders die Tatsache geltend, daß die Gefahr nicht so sehr bei den obersten Spitzen eines Staates lag oder liegt als bei der zweiten und dritten Garnitur. Je stärker ein Regime ist, um so größer ist seine Macht. Der Besitz der Macht aber bringt viele Versuchungen mit sich. Je größer die Entfernung von der Spitze des Staates und der Last der Verantwortung ist, um so leichter ist es, den Versuchungen zu erliegen.

In der Demokratie ist die Macht jedenfalls zunächst verteilt. Der Einzelne kann sich nicht so sehr auf das Regime berufen und er wird mehr auf sein persönliches Ansehen angewiesen sein als auf dasjenige des Regimes. Er ist also in noch höherem Grade von der Optik seines Lebens abhängig. Es kommt in demokratisch regierten Ländern verhältnismäßig häufig vor, daß einer fast nur aus optischen Gründen an die Spitze kommt – weil er eben populär ist. Und daß mancher Tüchtige aus Gründen der Optik verschwinden muß – weil er eben nicht mehr populär ist. Das wird nicht immer zum Besten des Staates sein,

ist aber aus dem demokratischen Prinzip heraus folgerichtig.

Im privaten Bereich läßt sich sagen: Wenn jeder, dem das Glück Besitz gegeben hat, auch nur etwas mehr sich nach der Optik des Lebens richten würde, so gäbe es wahrscheinlich keinen Klassenhaß. Optisch richtig zu leben, – oder sich jedenfalls die Mühe dazu zu geben –, ist eigentlich nicht nur eine Frage des Taktes, sondern auch eine solche der Klugheit.

*

Niemand kann mir verbieten, angenehm zu leben, wenn ich das Geld dazu habe. Aber dieses Leben darf auf meine Mitmenschen nicht herausfordernd wirken. Tut es das doch, so stifte ich durch mein Verhalten Unheil und werde eines Tages dieses Unheil selbst zu spüren bekommen. Erst recht natürlich dann, wenn mein luxuriöses Leben nicht auf eigenes redliches Verdienst zurückzuführen ist, sondern darauf, daß ich in der Lage bin, Gewalt auszuüben. Auch sehr viele „gute Taten" können derartige optische Fehler nicht ausgleichen. Das mag ungerecht sein, aber es ist doch Tatsache.

Ich finde heute vor allem in den Reihen der jungen Generation der deutschen Industriekapitäne – aber auch bei etlichen jungen Leuten des besitzenden Adels leider so gut wie gar kein Verständnis für diese Seite des Problems guten Benehmens. Sehr viele von ihnen sind gewiß sehr gut erzogen und wissen sich in der Gesellschaft tadellos zu benehmen: und doch fehlt ihnen das Wesentliche.

Wer große Betriebe führt, also die Verantwortung nicht nur für Wirtschaftsunternehmen als solche, sondern vor allen Dingen auch für die davon abhängige Arbeiter- und Angestelltenschaft zu tragen hat, ist verpflichtet, Vorbild zu sein. Fühlt er sich dazu nicht imstande, so soll er sich

auszahlen lassen und die Führung geeigneteren Leuten überlassen. Es geht aber nicht an, daß ein Industrieller heute vor seiner Belegschaft von der alten, stolzen Tradition spricht, durch die er sich mit dem Werk verbunden fühlt – und sich morgen bereits im Ausland ein Domizil besorgt, um sich gegebenenfalls „wenn die Russen kommen" bequem „absetzen" zu können. Es gibt nur das Eine – oder das Andere. Das ist zwar vornehmlich eine Frage des Charakters – aber daneben auch eine solche der Optik.

Was sich heute in Deutschland unter der Parole des „deutschen Wunders" an kapitalistischem Großsprechertum entwickelt, ist der ernsteste Ansatzpunkt für ein Wiederaufleben des Klassenkampf-Irrtums und damit ein optischer Fehler übelsten Ausmaßes.

Die Optik des Verhaltens auch solcher Menschen, die sich einbilden, ihr Leben ganz abseits des politischen Geschehens leben zu können, kann Wirkungen haben, die tief in das geschichtliche Geschehen eingreifen. Wenn Bismarck einmal davon sprach, daß letzten Endes jede Nation einmal die Fensterscheiben bezahlen müsse, die ihre Presse einschlägt, so gilt dieses Wort in noch viel weiterem Ausmaß vom Verhalten all derer, die irgendwo und irgendwie sichtbar werden in oder über der Masse eines Volkes.

Mir wurde von klein auf beigebracht, daß „Adel verpflichtet" und daß wir auf Grund unserer Stellung „dazu da sind", auf andere zu achten, für andere zu sorgen und uns stets vorbildlich zu verhalten – mögen die, die heute hervortreten, ebenfalls immer daran denken, daß sie mehr als andere verpflichtet sind – zur Selbstkontrolle, zur Disziplin des Verhaltens, zum Vorbild sein.

Bei den Völkern – wie bei den Menschen – ist ein Grund leicht gefunden, wenn Streit sein soll. Es braucht nicht einmal ein Mord zu sein – eine Depesche hat schon genügt, um einen fälligen Krieg auszulösen. Aber der Busch muß trocken sein, wenn er brennen soll.

Es gibt wohl kaum zwei Völker auf dieser Erde, die sich so glücklich ergänzen und in Frieden so viel voneinander haben könnten, wie das französische und das deutsche. Obwohl das französische Volk im letzten Krieg das Abenteuerliche seiner Regierungspolitik von 1939 ebenso wie den guten Willen des deutschen Volkes hätte erkennen müssen, obwohl das französische Volk durch die Hilfe der USA dann trotzdem sich in die Reihe der Sieger einreihen durfte, obwohl Deutschland heute so ohnmächtig ist wie nie zuvor und es bei klarer Überlegung nur noch darum gehen sollte, gemeinsam das Abendland zu retten – erleben wir in Frankreich immer wieder gegen uns gerichtet den Triumph der antideutschen Sentiments.

Diese Groteske ist nur möglich, weil man in Frankreich immer noch mit Erfolg „Boche" sagt, wenn man „Deutscher" meint. Bemerkenswerterweise ist der Franzose in Deutschland niemals analog bezeichnet worden. Man hätte sicher im Laufe der letzten Jahrzehnte in Deutschland und von hier in der Welt eine Greuelpropaganda gegen die Franzosen inszenieren können, die jener bekannten uns feindlichen von den abgehackten Kinderhänden des Ersten Weltkrieges entsprochen hätte. Zumal nach 1944 hätte dazu nicht allzuviel Phantasie gehört – aber nichts dergleichen ist geschehen. Im Gegenteil: die deutsche Wehrmacht schoß nicht auf Paris, die deutsche Regierung ersparte den Franzosen bewußt jede Diffamierung beim Waffenstillstand, sie überführte feierlich als noble Geste der Versöhnung die

Leiche des Königs von Rom in die Hauptstadt der Franzosen, sie ließ einen Teil des unterworfenen Feindeslandes souverän bleiben, obwohl von dort ständige Gefahr drohte. Vieles dieser Art ist getan worden und doch fällt die uralte Revanchepolitik in Frankreich heute immer noch und immer wieder auf fruchtbaren Boden.

Wie wenig haben wir Deutsche im Vergleich dazu getan, mit den Völkern des Ostens gut zu stehen – und wieviel besser ist doch das Ansehen, das wir dort genießen – von Finnland bis in den Nahen Osten und nach Indien und China.

Es ist keineswegs nur die Politik der Regierungen, die auf dem Felde der Verständigung zwischen Volk und Volk das Entscheidende tut, viel wesentlicher ist, wie die Völker selbst, ja die einzelnen Menschen sich verhalten.

In dieser Hinsicht gibt es allerdings in unserem deutschen Benehmen manchmal einige Hindernisse:

Der Deutsche ist sehr reiselustig, denn er ist wißbegierig – stets bestrebt, seinen geistigen Horizont zu erweitern. Es gibt viele Menschen in Deutschland, die jahrelang arbeiten und sparen, um eine Auslandsreise machen zu können. Das ist rührend und bewunderungswert. Sie verwenden viel Sorgfalt auf die Vorbereitung dieser Reise und sind mit Recht darauf erpicht, daß alles klappt und sie ein Maximum von Eindrücken als Frucht ihrer Unternehmung mit nach Hause bringen.

Die Ausländer, von denen diese Deutschen – eben weil sie Deutsche sind – besonders kritisch beobachtet werden, bedenken diese Motive nicht. Sie ahnen kaum, wie die Reise zustandekam und was sie denen bedeutet, die da in Scharen auftreten. Aber sie hören aus lauten Unterhaltungen, wie stolz und wichtig sich die deutschen Besucher fühlen, die da mit Leidenschaft „etwas für die Bildung tun". Und es gibt draußen mehr Leute als der Durchschnitts-

deutsche ahnt, die sich geradezu angewidert fühlen, wenn die Deutschen im Überschwang ihres Glückes darauf ausgehen, auf eine plumpe, aufdringlich wirkende Art sich anzubiedern. Diese Deutschen wiederum begreifen nicht, daß sie mißverstanden werden.

Und dann treten Minderwertigkeitskomplexe auf den Plan. Mit einemmal fühlen sie sich unter „zu feinen Leuten" und lassen dann keine Gelegenheit aus, den Einheimischen zu erklären, wer sie eigentlich sind. Das wiederum führt zwangsläufig zur Angeberei. Jedem, der es weiß – und vor allem jedem, der es gar nicht wissen will – wird lang und breit auseinandergesetzt, was alles in Deutschland besser ist und was die Welt den Deutschen zu verdanken hat. So wird der Typus „Lehrer aus Sachsen" zum Repräsentanten des Deutschtums – in seinen eigenen Augen sowohl wie in denen der Ausländer, mit denen er zusammenkommt. Wo er Mißtrauen spürt, neigt er dazu, unbescheiden zu werden und – gereizt, kann er sogar drohend wirken. Dann aber schließt sich ein bedenklicher Ring – ein solcher Deutscher entspricht unter solchen Umständen dann fast dem Typ des „Boche", den die Propaganda zweier Weltkriege gezeichnet hat.

Andererseits – und neuerdings recht häufig – gibt es leider auch den entgegengesetzten, nicht minder widerwärtigen Typ: Deutsche, die sich im Verkehr mit Ausländern wie Lakaien gebärden. Sie finden grundsätzlich alles besser, was die Fremde ihnen zeigt und geben sich nach kürzester Zeit bereits die größte Mühe, selbst wie Fremde zu erscheinen – sogar ihren eigenen Landsleuten gegenüber. Wenn sie ein Jahr in Amerika gewesen sind, sprechen sie nur noch gebrochen Deutsch, kleiden sich wie Amerikaner und wünschen auf ihr Deutschtum nicht mehr angesprochen zu werden. Solche Leute habe ich verhältnismäßig häufig in besonders wohlhabenden Kreisen angetroffen.

„Was die Franzosen tournure nennen, ist eine zur Anmut gemilderte Anmaßung. Man sieht daraus, daß die Deutschen keine tournure haben können; ihre Anmaßung ist hart und herb, ihre Anmut mild und demütig, das eine schließt das andere aus, und sind nicht zu verbinden." (Goethe in „Maximen und Reflexionen")

Die Welt weiß, wieviel sie der deutschen Kultur verdankt. Sie weiß, daß die deutsche Wissenschaft führend ist und die deutsche Arbeitskraft von hohem Wert, niemand bestreitet die außerordentliche Tapferkeit deutscher Soldaten und das Genie unserer großen Feldherrn und Staatsmänner – das ist alles so selbstverständlich und so bekannt, daß wir uns durch dauernde Hinweise darauf nur lächerlich und unbeliebt machen können. Je reicher ich bin, um so weniger sollte ich darüber sprechen. Niemand wird uns Deutschen vorwerfen können, daß wir auf solche Tatsachen stolz sind. Stolz ist eine wunderbare Eigenschaft, wenn er sich in den Grenzen der Bescheidenheit zu halten weiß. –

Das Deutschtum, das uns zu solchem Stolz berechtigt, leugnen aber kann nur, wer keine innere Beziehung zu den deutschen Tugenden mehr besitzt. –

Der Mensch und die Angst

Wir bekamen im Internierungslager Hersbruck während des zweiten Halbjahres 1945 täglich nicht mehr als 4–600 Kalorien Nahrungsmittel zugeteilt. Oft waren die „Speisen", die wir bekamen, schlechthin undefinierbar. Ich sah mit eigenen Augen Packungen, in denen das Zeug, aus dem unsere Suppen gekocht wurden, von USA kam – auf diesen Packungen stand gedruckt, der Inhalt sei „für menschliche Nahrung ungeeignet".

Jeder von uns merkte, daß er langsam aber sicher verhungerte. Unsere Füße wurden dick, dann auch die Kniee. Die Gesichter sahen aufgedunsen aus oder so abgemagert, als beständen sie nur noch aus Knochen und tiefen Höhlen. Wenn ich nur auf den Laufsteg stieg, wurde ich schon ohnmächtig – beim Appell kippten immer mehr Internierte um. Das sogenannte Lagerlazarett war überfüllt, obwohl jeder von uns Angst hatte, dorthin zu kommen und wir der Meinung waren, daß man es nur als Toter verlassen kann. Es starben viele.

Da wurde mancher von der letzten Angst ums Dasein gepackt und er versuchte rücksichts- und bedenkenlos alles, um am Leben zu bleiben. Das waren die Menschen, die nachts durch die Baracken geisterten und ihren ebenfalls hungernden Kameraden ganz leise einen aufgesparten Brotknust stahlen – oder ein bißchen Grünzeug wegrupften, das für die Kranken gepflanzt worden war. Das waren die Menschen, die schon längst ihre Uhr und ein paar Manschettenknöpfe und vielleicht sogar die Adresse ihrer Frau an irgendeinen amerikanischen Wachsoldaten „verkauft" hatten, um eine kleine Tafel Schokolade oder ein paar Zigaretten zu bekommen. Das waren die, welche beim Essenfassen nachher den Kübel auskratzten und dann schließlich von innen und außen heimlich ableckten, wie Tiere das zu tun pflegen. Ich sah solche Leute das Unkraut essen, welches auf Gräbern der ehemaligen KZ'ler besonders üppig wucherte und in der unmittelbaren Nähe der Latrinen. Ein junger, oft vorbestrafter, homosexuell veranlagter Russe, der von den Amerikanern hin und wieder Schokolade und Zigaretten zugesteckt bekam, erkaufte sich damit manche Nacht bei irgendeinem haltlosen Kameraden und die Nachbarn schwiegen, weil sie auch gern etwas zu essen haben wollten. So entstanden unheimliche Verbindungen, die auch zu den Vernehmungsstellen der

Amerikaner hinüberspielten und vor denen niemand sicher sein konnte. Das war um so gefährlicher, da gerade von den Intellektuellen verhältnismäßig viele dazu gehörten. Und solche Menschen – einmal auf die schiefe Ebene geraten, denunzieren gern. Sie glauben sich damit selbst zu retten – was übrigens stets ein Trugschluß ist. Man baute ihnen von Seiten der Amerikaner goldene Brücken, indem man im Lager Briefkästen anbringen ließ, in die jeder Lagerinsasse ohne Unterschrift Denunziationen stecken konnte. Und von dieser Einrichtung wurde Gebrauch gemacht. Mir war es damals unbegreiflich, daß die Solidarität der Gefangenen nicht stärker war. In der ersten Nacht hätten all diese Kästen zerschlagen gehört – aber nichts geschah, es waren zuviel Verräter unter uns. Der Hunger hatte sie mürbe gemacht und das war wohl auch der Sinn dieser Behandlung.

So sah ich tagtäglich am Verhalten vieler, wie die Angst den Menschen zugrunde richten kann. Und wie nicht das Wissen, sondern nur der Glaube das „Tier im Menschen" zu überwinden vermag. Aber dieser starke Glaube fehlte vielen – sie hatten ihn vorher wohl nur vorgetäuscht, aber tatsächlich nicht gehabt. Manche von diesen nun so jämmerlich versagenden Menschen waren einst in einem starken Reich mächtig gewesen. Sie hatten Glauben verlangt, ohne ihn selbst zu besitzen; jetzt im Zustand der Angst zeigten sie, daß sie Verräter waren an sich und anderen.

Nie werde ich jenen naßkalten Wintermorgen vergessen, an dem wir Gefangenen - viele Tausend – wie tagtäglich, kurz vor 7 Uhr zum Appellplatz marschierten, ein Haufe der Namenlosen und Geschlagenen, und kurz vor dem Platz, auf einer Anhöhe neben dem Küchengebäude, einen Galgen sahen. Der war vorher nicht dort gewesen, man hatte ihn offenbar in der Nacht errichtet. - Einer machte den anderen darauf aufmerksam und es ging ein Gruseln

durch unsere Reihen. „Jetzt werden sie uns hängen", hieß es. Viele verloren bei diesem Anblick die letzte Hoffnung und den letzten Mut. „Exekutionen!" Das ist ein grausames Wort, wenn man den Galgen vor Augen hat. Tatsächlich sind im Laufe des folgenden Jahres viele von denen, die hier mit uns marschierten, gehängt worden – aber nicht an diesem Galgen und nicht in diesem Lager. Dieser Galgen hier war nur errichtet worden, weil der CIC-Chef ein Fotobuch herausbringen wollte mit Bildern aus dem ehemaligen deutschen Konzentrationslager Hersbruck. Und weil er glaubte, daß ein deutsches Konzentrationslager ohne Galgen unvollständig sei, ließ er hier einen Galgen errichten, um ihn für sein Buch zu fotografieren. Diese Zusammenhänge erfuhren wir aber erst viel später.

Es gab freilich an jenem Morgen auch solche, die sagten: „Wer uns hängt, macht uns nur zu Märtyrern und verhilft unserem Glauben zum Sieg!" Es waren das die gleichen Menschen, von denen man nie ein Wort über den Hunger gehört hatte. Sie versuchten sich auch mit den zerschlissensten, letzten Fetzen noch einigermaßen anständig anzuziehen. Sie aßen ihre widerwärtige Suppe mit einem selbstfabrizierten Löffel so tadellos, als säßen sie als Gast im Frack an einer Festtafel. Sie benahmen sich während der Schlafzeit so, daß niemand sie zu bemerken brauchte. Sie putzten ihre abgetragenen Schuhe derart sorgfältig und gut, daß sie unter den anderen Schuhen wie Aristokraten wirkten. Sie mischten sich nie in einen Streit um materielle Dinge, beschäftigten sich aber mit ideellen Fragen so eindringlich, als sei ihre Verantwortlichkeit für die Menschheit und insbesondere unser Volk durch die Tatsache der Gefangenschaft lediglich vorübergehend gehindert. Sie achteten unsere Bewacher als Soldaten einer fremden Nation, aber sie lebten lieber noch so schlecht, als daß sie um

einer Verpflegungszulage willen für „die Amis" gearbeitet hätten. Sie schimpften oft, aber sie jammerten niemals. Und sie waren immer sofort zur Stelle, wenn es galt, sich für Kameraden einzusetzen. Ich habe mich lange Zeit noch sehr gewundert darüber, daß unter den allzu betont „christlichen" Kameraden wenige waren, die eine solche Haltung zeigten. Wohl aber konnte man häufig sehen, daß wer sich sehr gehen ließ, schließlich sein Heil im Beten suchte. Bis zum Wahnsinn steigerten sich einige dieser Menschen in ein „pater peccavi", das mir wie eine niederträchtige Gotteslästerung erschien. Sie glaubten offenbar gottgefällig zu sein, wenn sie sich und ihr Volk in unvorstellbarer Weise beschuldigten. Wenn ihr Glaube echt gewesen wäre, hätten sie dadurch stark werden müssen – das war aber nicht der Fall. Je mehr sie beteten – um so heftiger jammerten sie – und je haltloser sie wurden, um so würdeloser klammerten sie sich an Äußerlichkeiten eines kirchlichen Zeremoniells.

Ich glaube – ja ich weiß es: die anderen haben danach auch gebetet, aber still für sich und dies Gebet war nichts weiter als ein Bekenntnis zu Gott. Sie wollten nichts für sich erbitten, als die Kraft, die sie brauchten, um die Prüfung zu bestehen. Nur wer einmal durch die Macht der Verhältnisse nach menschlichen Maßstäben auf ein Nichts gestellt wurde – so wie wir damals als Verfolgte und Gefangene einer skrupellosen Zeit –, der weiß, was solche Kraft bedeutet. Wer die Angst überwand, für den verloren Stacheldraht und Gitterstäbe, Not und Hunger ihre Schrecken.

Vor zwanzig und mehr Jahren stand diese Parole in dicken Lettern auf vielen der großen Plakate gedruckt, durch die meine Versammlungen angekündigt wurden. Ich mochte sie nicht sehr gern, weil ich sie – von mir aus gesehen – für etwas angeberisch hielt. Aber die Plakate wurden von der Partei und nicht von mir geschrieben – und zweifellos wirkte die Parole, denn die Versammlungen waren voll.

Ich verstand diese Wirkung zunächst nicht, denn von mir aus gab es keinen Abstand zwischen „Prinz" und „Arbeiter" – die Auswirkung der Plakate aber bewies, daß es den Arbeitern anders erging. Wenn ich in Arbeiterversammlungen sprach, fühlte ich „eine Welt von Vorurteilen" gegen mich.

Ich hatte es hier mit einem Restbestand der Zeit zu tun, die damals noch allen Menschen unmittelbar in Erinnerung war – 1918 lag nur wenige Jahre zurück.

Für viele der damaligen Versammlungsbesucher war ich meines Titels wegen einer der ehemaligen „Despoten". Die Arbeiter glaubten damals noch an die Weimarer Republik, ich dagegen, der ich 1918 zwölf Jahre alt gewesen war, fühlte mich zwar verständlicherweise nicht als Republikaner, wohl aber als Deutscher – und als solcher meinte ich auch mit denen durch ein gleiches Schicksal verbunden zu sein, die da oft mit kalten Blicken vor mir saßen. Mir kam die Kluft, die sich hier zeigte, ganz sinnlos und unvernünftig vor. Ich hatte genügend Geschichte gelernt, um zu wissen, daß ein Volk genau so wie eine Familie nur durch Einigkeit bestehen kann und ich wußte, daß alles innere Gestreite nur schlechten Eindruck auf die Umwelt macht und – Volk wie Familie – dadurch nur schwächer und schließlich zum Spielball fremder Interessen werden läßt.

Während des Jahres 1932 trat ich als Redner oft gemeinsam mit dem Arbeiter Fritz Schäfer aus Siegburg auf. Er war aus der kommunistischen Partei zu uns gekommen und war auch für diese Redner gewesen. In vielen Unterhaltungen mit ihm versuchte ich die Gründe zu erfahren, die der Durchschnittsarbeiter gegen „den Prinzen" geltend machte. Aus seinen offenen und ehrlichen Worten erfuhr ich viel über die bei den Arbeitern seit Jahrzehnten geradezu organisierte Voreingenommenheit.

Fast immer war ich der erste Prinz, den diese Arbeiter überhaupt zu Gesicht bekamen. Also konnte die Ablehnung nicht auf persönlichen Erfahrungen beruhen. Sie war das Resultat einer Propaganda, der es wichtig war, daß „Prinz und Arbeiter" zweierlei Begriffe blieben.

In Godesberg prangten eines Tages rote Plakate an allen Wänden, auf denen ich als der „Arbeiter"-prinz dargestellt war. Jetzt konnte ich sehen, wie ich sein sollte, um den „Arbeiterführern" ins Konzept zu passen: auf einem Sofa liegend, mit hohen Stiefeln natürlich und Sekt trinkend – serviert wurde mir dieser Sekt von einem nackten Mädchen. „So sieht er aus – Euer Arbeiterprinz!" stand darunter zu lesen.

Diese Propaganda wirkte freilich anders als beabsichtigt: Sobald ich irgendwo als Redner aufgetreten war, glaubten die Arbeiter nicht mehr an dieses Plakat. Sie fühlten sich beschwindelt und stellten sich innerlich auf meine Seite. Aber von da bis zum Handschlag war noch ein weiter Weg. Ich habe dabei sehr oft festgestellt, daß Arbeiter, die wir nach normalen Maßstäben doch nur selten als „gebildet" ansprechen, bei der Bewahrung und Vertretung eines einmal mit Überzeugung eingenommenen Standpunktes eine oft viel klarere Haltung und mehr menschliche Würde zeigen als manche intellektuelle Menschen, die sich für überaus gebildet halten.

Kam es nach langer Auseinandersetzung schließlich doch zur Verständigung, dann freilich merkte ich sehr wohl, wie viel das bedeutete. Dann war das eine Entscheidung, die eine ganze und echte Persönlichkeit erfaßte und ohne jeden Vorbehalt getroffen wurde.

Weil das so war, nannte man mich mehr und mehr den „roten Prinzen". Bei den oberen Zehntausend hörte man das nicht gern. Man glaubte, ich hätte vor dem Marxismus Kotau gemacht. Das Gegenteil war der Fall. Ich hatte in eine Auseinandersetzung eingegriffen, in der letzten Endes die Fehlidee des Marxismus doch besiegt worden ist. Allen Chancen zum Trotz, die dem Klassenkampfgedanken in Deutschland nach 1945 geboten worden sind, hat er sich nicht wieder zu einem ernsten Störungsfaktor unseres nationalen Lebens entwickeln können. Es gehört zu den nicht wegzuleugnenden historischen Tatsachen, daß schon wenige Jahre nach 1933 das Thema „Prinz und Arbeiter" in Deutschland keine aktuelle Zugkraft mehr besaß, weil es kein inneres Spannungsverhältnis mehr zum Ausdruck brachte. Die äußersten Exponenten der Klassenskala hatten sich geeinigt und den übrigen war auf die Dauer nichts anderes übrig geblieben als das gleiche zu tun. Künstliche Gegensätze überbrücken heißt Vorurteile aus dem Wege räumen – und umgekehrt: zunächst müßten wieder die Vorurteile gezüchtet werden, bevor es erneut zu zugkräftigen Klassenkampfparolen kommen kann.

Die Ereignisse unserer Zeit haben uns nachhaltig genug darüber belehrt, daß es viel wichtigere Schicksalsbindungen gibt, als Stand oder Vermögen sie bieten. Es kann keinen Deutschen mehr geben, der nicht wüßte, daß wir alle zunächst am Schicksal unseres Volkes teilnehmen, das selten so tief in unser Leben eingegriffen hat wie im Zwanzigsten Jahrhundert. Der Erste Weltkrieg wurde angeb-

lich gegen die Fürsten geführt. Aber die Arbeiter bekamen die Niederlage mindestens ebenso zu spüren. Auch 1945 gab es keinen Unterschied – nur mußten diesmal die paar Schwätzer, die laut die „Befreiung" priesen, noch schneller und noch gründlicher bemerken, daß es nur ein nationales Schicksal gibt, an dem alle Anteil haben: welcher Klasse immer sie sich zurechnen, welcher Gruppe oder Partei sie verbunden gewesen sein mögen, zu welcher Konfession sie sich bekennen – sie können die größere Gemeinsamkeit vielleicht verraten, aber nicht ihr entfliehen; die Menschen, die in die Bluts-, Sprach- und Schicksalsgemeinschaft eines Volkes hineingeboren sind, bleiben ihr auf Gedeih und Verderb verbunden.

Diese schlichten Wahrheiten konnten eine Zeitlang vergessen werden. Zwei Weltkriege und ihre Katastrophen haben uns aber gelehrt, daß wir uns niemals und von niemanden wieder in Klassengegensätze hineinreden lassen dürfen, denn nur unsere Einigkeit kann das Fundament eines glücklichen Daseins sein.

*

Vor einigen Jahren schlug mir eine der heutigen Parteien vor, für sie als Versammlungsredner aufzutreten und erneut prangte an den Plakatsäulen das Thema „Prinz und Arbeiter". Nie habe ich deutlicher gefühlt, daß der Umsturz 1933 eben doch eine Revolution war, als in diesen paar Versammlungen, die fast zwei Jahrzehnte später stattfanden: obwohl nun wieder viele Jahre ungehinderter Klassenpropaganda hinter uns lagen, gab es auch nicht eine Sekunde jener bitteren Spannung mehr, die es einst dem Prinzen so schwer machte, zum Arbeiter zu sprechen.

Inzwischen sind ja auch die letzten äußerlichen Hindernisse gefallen: für Prinzen von heute gilt es nicht mehr als

unziemlich, im Erwerbsleben zu stehen und für alle Deutschen hat das schöne Wort „Arbeit adelt" seinen Sinn behalten.

Das ist gut so.

*

Mir war von klein auf beigebracht worden, daß wir auf Grund unserer Herkunft und der damit verbundenen gesellschaftlichen Stellung „dazu da sind", vor allem für diejenigen zu sorgen, die wirtschaftlich schlechter gestellt sind, insbesondere die Arbeiter. Ich kam gar nicht auf den Gedanken, daß die Ereignisse des November 1918 uns von dieser Pflicht hätten entbinden können. Mir war ja gesagt, daß ich „dazu da sei" – also dazu geboren wurde – und solche Verpflichtungen konnten nicht durch menschliche Beschlüsse aufgehoben werden. Sie hatten in meiner damaligen Vorstellung mehr mit Religion als mit Politik zu tun. Darum empfand ich auch manches, was dagegen vorgebracht wurde, als profanierend.

Ich sehe in der Bezeichnung „Roter Prinz", die mir vielfach zuteil wurde, keinen Vorwurf, sondern eine Anerkennung, denn ich kann mir für einen Menschen unserer Herkunft und Tradition kaum etwas Schöneres denken als für jene zu kämpfen, die der alte, ehrliche Jakobiner Carnot, der allein gegen die Kaiserproklamation Napoleons stimmte, im Tribunal mit den Worten meinte:

> „Ward dazu dem Menschen die Freiheit gegeben, daß er sie nie genießen dürfe? Wird er immer, wenn er die Hand nach dieser Frucht ausstreckt, des Todes sterben müssen?"

Als ich mich mit 21 Jahren dem politischen Leben verschrieb, da ging ich zum Arbeiter Adolf Hitler und bat ihn um Aufnahme in seine mindestens ebenso sozialistische

wie nationale Arbeiterpartei. Ich sah damals – wie heute – in der Lösung der Arbeiterprobleme die Kernfrage unserer Zeit und glaube, daß die Entwicklung dieser Auffassung Recht gegeben hat. Die deutsche Arbeiterschaft hat sich in den letzten 15 Jahren auch in nationaler Hinsicht als am standhaftesten erwiesen – darin sehe ich Deutschlands größte Chance!

Adel – heute und morgen

„Euer Königlichen Majestät gehorsamer und wohl affektionierter Neffe" mußte ich als Junge jedes Jahr den Dankesbrief schließen, den ich an meinen Patenonkel, König Christian von Dänemark, schrieb, wenn er mir etwas Schönes zum Geburtstag geschenkt hatte. Hat das noch einen Sinn oder wird es nicht vielmehr zur Farce, so etwas zu tun – wenn unser aller Leben sich inzwischen total verändern mußte?

Noch gilt in unseren Familien formell die Vorschrift der Ebenbürtigkeit bei Heiraten. Sie entstand vor Jahrhunderten und bezweckte eine möglichst gute Auslese herbeizuführen in den Familien, aus denen die Herrscher Europas hervorgehen. Ob – biologisch gesehen – mit solchen Vorschriften das erreicht werden konnte, was man zweifellos und nicht zu Unrecht hat erreichen wollen, mag dahingestellt bleiben. Die Vorschriften waren hart und haben vielen guten Menschen sehr große Opfer auferlegt. Es geschah um des Staates willen und war darum der Anerkennung wert.

Aber die Zeiten sind längst vorbei, in denen das Schicksal dieser Familien mit dem ihres Staates identisch war.

Heute sind sie rechtlich gesehen dem Staat nicht mehr verpflichtet als jede andere Familie. Und dieser Zustand ist nicht die Folge eines Kampfes, einer Niederlage –, sondern eines freiwilligen Verzichtes. Nicht ein einziger der Monarchen Europas – vom russischen Zaren abgesehen – starb vor seinem Thron oder im Kampf um ihn. Als könne man das Gottesgnadentum einseitig lösen, vertauschten sie alle die Krone mit dem Zylinder und wurden brave Bürger jenes Systems, dem sie gewichen waren.

Wenn ich heute geboren worden wäre statt vor 47 Jahren, hätte keine Artillerie Salut geschossen und die Geburtsurkunde wäre nicht vom Staatsminister, sondern einem x-beliebigen Standesamt ausgestellt worden. Vor vierzig Jahren aber wäre es auch ganz undenkbar gewesen, daß man das ganze deutsche Volk für verbrecherisch erklärt hätte und einige hunderttausend deutsche Männer und Frauen auf Jahre hinaus ohne Urteil – einfach auf Verdacht – unter menschenunwürdigen Umständen einsperrt.

Der deutsche Adel unserer Generation hat sehr verschiedene Menschen aufzuweisen gehabt. Einige lebten ganz entgegen den alten Prinzipien, wurden zu Verrätern an Familie und Volk. Die weitaus meisten aber verhielten sich in entscheidender Stunde ihres Vaterlandes vorbildlich. Sie tragen das Schicksal ihres Volkes mit der gleichen Bravour wie alle Deutschen und sie halten darüber hinaus eisern fest an manchen guten Traditionen, damit diese nicht für Deutschland verloren gehen. Blut und Tränen sind zur Schicksalsprobe manchen altehrwürdigen Geschlechtes geworden. Ich bewundere diese Männer, die – auch wenn sie in Lumpen gehen müssen – Offiziere der Garde bleiben. Wir haben das Gefühl, daß etwas Fridericianisches in ihnen steckt und daß darum ein Stück des Staates in ihnen lebt. Sie müssen uns Beweis sein dafür, daß die Tugenden jener

Gesellschaftsordnung von damals von Bestand sind, denn sie haben sich stärker erwiesen als die schwerste Not.

Es gibt gewiß zahllose geschriebene und ungeschriebene Gesetze, nach denen sich das menschliche Leben im Rahmen einer bestimmten Gesellschaftsordnung vollzieht. Sehr viele dieser Gesetze wechseln im Laufe der Zeiten, denn die Veränderungen, die sich aus dem Fortschritt zwangsläufig ergeben, bringen das mit sich. In größeren Zeiträumen, vor allem im Zuge der Revolutionen, wird die Gesellschaftsordnung insgesamt überholt. Immer aber bleiben einige Grundgesetze bestehen. Wer diese verhöhnen und übergehen wollte, ist daran letzthin selbst gescheitert. Es sind das die Gesetze, die so sehr unserer Art entsprechen, daß sie nur mit dieser verschwinden könnten. Von ihnen aber lassen sich alle wesentlichen unter den anderen ableiten. Und es ist stets die erste Aufgabe des Adels gewesen, die Richtigkeit der hinter diesen Gesetzen stehenden Grundauffassungen vorzuleben.

Sie beziehen sich nicht auf irgendwelche modischen Eigenheiten – sondern auf Ritterlichkeit, Liebe, Treue, Ehre und einen guten Glauben. Aus diesen ergibt sich ganz von selbst die Tapferkeit des Soldaten, – die Zuverlässigkeit des Kaufmanns, – die Unbestechlichkeit des Beamten, – die Fairneß des Sportsmannes, – das soziale Gewissen des Staatsmannes und auch die Hingebung des Künstlers. Sie sind das Fundament unseres Benehmens. Ohne sie ist selbst das beste Benehmen nur eine Atrappe, irreführend und wertlos.

Einer meiner Vettern bekam in seine Gefangenschaft ein Paket im Auftrag des englischen Königs. Er ließ es mit der Antwort zurückgehen: „Die Umstände, unter denen ich von Verbündeten des Königs zu leben gezwungen werde, gestatten nicht, daß ich ein Geschenk von ihm akzeptiere!“ Diese Antwort hätte auch von unserem

Ahnen, dem großen König, stammen können – sie besagt mehr über gutes Benehmen als eine ganze Vorschrift. Sie entspricht unserer alten Erziehung und Tradition, jenem Geist, mit dem ein armes Preußen aus Deutschlands Not – Deutschlands Tugend machte.

*

Ein besonderer Faktor in der von den Monarchen bestimmten und mit dem Adel belebten Gesellschaftsordnung war die Armee. Einst trug der Adel sozusagen die gesellschaftliche Verantwortung für das Offizierskorps. Das Leben im Offizierskorps war die gesellschaftliche Schule des Nachwuchses der Nation. Man benahm sich wie man es als Offizier gelernt hatte und was der Offizier zu lernen hatte, befahl der König.

„Weil Seine Königliche Majestät ein nobles und respectabeles Corps Officiere bei der Armee haben wollen, so müssen sämtliche Officiere zu einer sehr guten Conduite angehalten werden" – so befahl der große Preußenkönig. Insbesondere in der Kavallerie gehörten danach und später die Offiziere dem Adel an. Ihnen ließ Friedrich der Große durch Befehl sagen: „Es verbietet der König hierdurch allen Officieren von der Cavallerie bei infamer Cassation, sich ihr Tage in keiner Action vom Feinde attaquieren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquieren!"

Nicht das Vorrecht und das Ansehen machte den Adel aus, sondern die höhere Pflicht gegenüber dem Staat. Vorrechte und Ansehen waren nichts als die Folgen dieser Pflichterfüllung und wurden insoweit als berechtigt empfunden.

Da das Offizierskorps nach 1918 – bis weit ins Dritte Reich hinein – noch in der kaiserlichen Armee erzogen

worden war, hielt sich die alte Anschauung sehr lange. Die Waffen-SS knüpfte ganz bewußt an noch ältere Traditionen an. Aber der Zweite Weltkrieg verhinderte auch hier eine organische Entwicklung zu der neuen, den Forderungen der Gegenwart und Zukunft angepaßten Ordnung. In der Masse der modernen Wehrmacht konnte der Adel selbst dann, als man viele seiner ureigensten Prinzipien unterstrich, nicht mehr maßgeblich sein, weil der Adel der Geburt und der Adel der Haltung nur noch zu einem Teil identisch waren. Hierfür fehlte vor allem die Krone.

Zu Zeiten, da das gesellschaftliche Leben eines Volkes weitgehend von der Wehrmacht mitbestimmt wird und somit eine auf die Grundbegriffe von Autorität, Ehre und Treue aufgebaute Organisation das Rückgrat des Staates ist – wird das gesellschaftliche Leben seinen Halt haben und in seinen Prinzipien verstanden werden. Da der Zweite Weltkrieg aber mehr noch als der erste mit einer nicht nur militärischen, sondern auch mit einer moralischen Katastrophe endete und wir seitdem keine Wehrmacht haben und auch keinen einheitlichen, modernen Staat – fehlt heute der Gesellschaft die aufs Vorbild bezogene Orientierung.

In dem entstandenen Chaos sind viele Dinge geschehen, die nichts mehr mit gutem – den alten Prinzipien entsprechendem – Benehmen zu tun haben. Es zeigte sich, daß der Adel als Stand nicht mehr existiert. Nicht einmal eine erhebliche Mehrheit der Träger adeliger Namen ließe sich auf bestimmte Grundprinzipien festlegen. Über die elementarsten Fragen des Familien- und des Lebens im Staat gehen die Auffassungen weit auseinander. Viele wollen von adeliger Haltung und besonderen Pflichten nichts mehr wissen – andere kämpfen mit alten Anschauungen einen verzweifelten Kampf auf mehr oder weniger verlorenem Posten.

Ein deutscher Prinz, der sich bei Kriegsausbruch weigert nach Deutschland zu kommen – eine deutsche Prinzessin, die zu einer Zeit, da noch kein Frieden geschlossen ist und hunderttausende ihrer Landsleute in den Lagern und Gefängnissen der Gegner gefangen gehalten werden und ganz Deutschland unter dem Diktat seiner Feinde leidet, einen Besatzungs-Ausländer heiratet – ein deutscher Prinz, der der Besatzungsmacht hilft, Deutsche aus ihren Häusern und Wohnungen herauszubefördern – deutsche Adelsangehörige, die im Krieg für den Feind Spionagedienste leisteten – deutsche Adelsangehörige, die ihre Vergangenheit leugneten und nach dem Krieg ihre „Standesgenossen" bei den Spruchkammern denunzierten – deutsche Adelsangehörige, die für den „Sicherheitsdienst" fremder Mächte arbeiten – deutsche Adelsangehörige, die als Betrüger, Erpresser und Bankrotteure entlarvt wurden – das alles sind gewiß Menschen, die trotz ihrer Namen nicht mehr das Mindeste mit Adel zu tun haben. Denn adelig sich benehmen heißt nicht um der Vergangenheit willen unter allen Umständen resignieren. Es heißt auch nicht, um der vermeintlichen Zukunft willen alles leugnen, was gestern war. Sondern es heißt, sich auf Grund erprobter Tradition dem Lebenskampf stellen und mit sauberer Waffe und reinem Herzen selbstlos das Beste zu erreichen suchen.

Echter Adelsüberlieferung gemäß stand ein Teil des Adels und der ehemals in Deutschland regierenden Familien bei den politischen Bewegungen der letzten Jahrzehnte mit in vorderster Front. Sie glaubten, daß sie nur als Kämpfer – nicht als Zuschauer – Vorbild sein könnten. Sie waren mehr als alle anderen ständig bemüht, Vergangenheit und Gegenwart in Einklang zu bringen, damit für die Zukunft eine neue, der Entwicklung angepaßte Gesellschaftsordnung daraus erstehen möge.

Noch im Zweiten Weltkrieg hat – im Verhältnis gesehen – kein Teil unseres Volkes so viel Verluste gehabt als die Träger adliger Namen. Auch ihr Anteil an den höchsten Tapferkeitsauszeichnungen war außerordentlich hoch. Viele von ihnen waren Nationalsozialisten, viele nicht. Adelig ihrem Namen nach und ihrer Haltung entsprechend waren sie aber alle. Daher waren sie in ihrer Treue zum Staat, ihrer Liebe zum Volk und im Glauben an Deutschland unerschütterlich.

Dieser Geist hat schon Heinrich den Löwen erfüllt und Karl den Großen, Friedrich Barbarossa und Friedrich II. von Hohenstaufen, Hermann von Salza, die Ordensritter, den Prinz Eugen wie Friedrich den Großen, den Freiherrn vom Stein wie Clausewitz und Helmuth von Moltke, und eine ganze Reihe von wahren Helden unserer Zeit.

Rückschauend können wir feststellen, daß Deutschland immer dann große Zeiten erlebte, wenn dieser heldische Geist das Leben unseres Volkes erfüllte. In den deutschen Adel kamen einst diejenigen, die die tapfersten und treuesten waren, von denen man glaubte, daß sie Vorbild sein wollen und sein können. Die Masse der Menschen hat sich stets nach solch wenigen gerichtet – und diese haben durch ein opfervolles Leben bewiesen, daß es Ideale gibt, die mehr sind als das Leben. Wahre Adelsart war es von jeher, den Kampf zu suchen, sich ihm zu stellen, und sich einem stolzen Wappenspruch gemäß zu behaupten.

Immer noch besteht ein Teil des alten Adels, immer noch gibt es die ehemals regierenden Familien. Und weite Kreise des Volkes, die Vorbilder suchen, schauen nach ihnen hin. Wenn die Nachkriegspresse in Deutschland zeigen wollte „wie man's macht", so brachte sie Bilder aus dem Adel, vor allem aus dem Leben der Angehörigen ehemals regierender Häuser. Diesen selbst aber fehlt inzwischen längst die Einheitlichkeit des Denkens und damit auch des Stils.

Wir können uns der Folgerung nicht entziehen, daß Adel heute nicht mehr eine Frage des Standes oder des Namens ist, sondern wie einst in seinen Urzeiten eine Frage vorwiegend der Gesinnung und vor allem der Haltung.

Wer sich seinem Volk aus guten Gründen besonders verpflichtet fühlt und konsequent dementsprechend handelt, wird auf die Dauer adelig gelten, gleich welchen Namen er trägt. Das ist die Grundlage, auf der – auch und zwar gerade aus den Reihen des alten Adels – das Vorbild erstehen könnte, dessen unser Volk heute mehr denn je bedarf.

Jeder an die Seele des Volkes rührende Kampf ist eine Bewährung für den alten und der Anfang eines neuen Adels gewesen. Es gibt keine Haltung ohne Vorbild – aber es darf auch kein Vorbild ohne Haltung geben. Immer muß es Menschen geben, denen das rechte Benehmen im Blute steckt und die daher auch in einer erstmaligen Situation mit instinktiver Sicherheit wissen, das Rechte zu tun – auf daß die anderen sich nach ihnen zu richten vermögen. Erst wenn Name und Haltung den Adel der Seele zu erkennen geben, rechtfertigt das Ansehen den Anspruch auf Führung.

Untertan der Obrigkeit

Keiner verzichtet gern auf eine persönliche Freiheit. Keiner nimmt gern eine weitere Last zu all denen, die er ohnehin zu tragen hat, noch dazu. Keiner läßt sich gern zurechtweisen oder gar strafen. Denn unser aller schönster Traum ist frei zu sein.

Je mehr Menschen es aber gibt auf dieser Erde, um so schwerer ist es zu vermeiden, daß die Freiheit des einen auf Kosten der Freiheit des anderen geht. Solche Freiheit

aber wäre ein Hohn auf das Recht und eine Schmach für die Liebe.

So gilt es also immer wieder abzuwägen und in Einklang zu bringen, denn dem einen ist bekanntlich Uhl – was dem anderen Nachtigall ist.

Es hat Zeiten gegeben, da wurden die Freiheiten der Menschen durch revolutionäre Ereignisse überraschend gleichgerichtet, da wurden sie alle wieder auf einen und denselben Nenner gebracht und ein neuer Start gegeben über alle verbrieften Rechte hinweg.

So etwas kann nicht „von oben" her geschehen, denn die Obrigkeit ist natürlicherweise an jene Ordnung gebunden, deren Kind sie ist. Nur derjenige setzt alles auf die Zukunft, dem die Gegenwart nicht viel wert ist. Revolutionen werden nicht von Besitzenden gemacht. Ihr Elan kommt aus der Armut, die mit dem Fortschritt Kontakt sucht.

Wenn alte Disziplinen aufgegeben werden – und die neuen erst im Wachsen sind, ist es schwer, Formen zu entwickeln und Ordnung zu bewahren. Allzuviele meinen nämlich nichts anderes als Zügellosigkeit und Willkür, wenn sie Freiheit fordern. Gerade diese Elemente haben in großen Revolutionen oft den Ausschlag gegeben, obwohl sie zu dem geistigen Anliegen der Revolution kaum in irgendeinem Verhältnis standen. Stets ist es dann eine der schwersten Aufgaben der neuen Machthaber gewesen, sich dieser Kräfte bald zu entledigen, ohne sie in die Opposition zu drängen.

Revolutionsideale sind stets und bei allen Völkern Freiheitsideale gewesen. Immer ging es gegen die Obrigkeit und nur selten hat diese wirklich um ihre Position gekämpft.

Wie klug sind doch die Menschen – und wie selten –, die rechtzeitig erkannten, daß für sie eine Zeit „reif ist",

abzutreten. Die Macht aber ist eine Geliebte, die nicht treu sein kann.

*

Das größte Ideal ist freilich zugleich auch das unerreichbarste. Je mehr Freiheiten einem Volk gegeben werden, um so schneller erweist sich die Notwendigkeit einer konsequenten Führung. Wir wissen, was aus allzu verwöhnten Kindern zu werden pflegt. Mit Völkern ist es nicht anders.

Noch nie hat eine Revolution vermocht, ohne Obrigkeit auszukommen. Stets war eine ihrer ersten Taten, die alte Obrigkeit durch eine neue zu ersetzen. Und die Erfahrungen, welche die neue Obrigkeit machen mußte, waren bald schon denen ihrer Vorgängerin recht ähnlich. Es gibt viele geschriebene und ungeschriebene Gesetze, die über alle revolutionären Neuordnungen hinaus im Verhältnis der Obrigkeit zu den Untertanen – und umgekehrt – die gleichen geblieben sind.

Ganz so einfach wie sich die Revolution 1848 in Schaumburg-Lippe, zur Regierungszeit meines Urgroßvaters, vollzog, wird es allerdings selten gewesen sein: Damals zog eine große Menschenmenge vor das Residenzschloß in Bückeburg und verlangte den Fürsten zu sprechen. Er erschien auf einem Balkon und erkundigte sich nach dem Begehren der „Revolutionäre". Da schallte es ihm entgegen „Wir wollen unsere Revolution haben!" Und der Fürst erwiderte ohne viel zu überlegen: „Die sollt ihr haben – aber nun geht erst mal ruhig wieder nach Hause!" Dann ließen sie ihren Fürsten hochleben und marschierten befriedigt heim. –

Siebzig Jahre später mußte mein Bruder, der letzte regierende Fürst zu Schaumburg-Lippe, abdanken, weil der Kaiser und andere abgedankt hatten und der Zusammen-

bruch des Reiches jeden Widerstand ohnehin aussichtslos erscheinen ließ. Das Verhältnis zwischen Obrigkeit und Untertanen aber blieb fast ungestört. An die Stelle des Fürsten war ein republikanischer Präsident getreten, der Fürst blieb der angesehenste Mann des Landes.

Und an der Spitze des Reiches verstand es der frühere Sattlermeister Friedrich Ebert, durch persönliche Bescheidenheit und Anständigkeit das Gesicht der Obrigkeit zu wahren. Es kam nicht zu einer Staatskrise und die Weimarer Republik konnte sich auf das alte Staatsgefüge stützen. Das Reich war bestehen geblieben – nur die Regierungsform war eine andere geworden und die Führung der Politik. Wo das Reich bedroht wurde, standen sofort Freikorps gegen den Feind – gegen die Räterepublik in Bayern, im Ruhrgebiet, in Mitteldeutschland, am Annaberg und am Rhein.

Auch wenn er mit der Regierungsform nicht einverstanden war, hat der deutsche Soldat das Reich niemals verloren gegeben oder sich innerlich von ihm abgewendet. Ebenso verhielt sich der deutsche Beamte. Und solange der alten Tradition entsprechend das Ansehen des Soldaten und des Beamten Bestand hatte, richtete sich nach ihnen das ganze Volk – nicht aus „blindem Gehorsam", sondern weil der Staat für den deutschen Menschen mehr ist als eine äußere Ordnungsmacht. Für unser Volk sind Staats- und Reichsgedanke in tieferer, seelischer Bedeutung miteinander verbunden. Die immer schutzbedürftige deutsche Lage in der Mitte des europäischen Raumes und gewiß auch das fast sakrale Gottesgnadentum der Monarchie in vielen Jahrhunderten haben wohl manches zu dieser deutschen Grundhaltung beigetragen.

Wir sprechen heute nicht mehr von Obrigkeit, sondern von Regierung, wir sprechen auch nicht mehr von Untertanen, sondern von Bürgern. Seit 1848 bemüht man sich

ständig und in zunehmendem Maße, das Verhältnis des Bürgers zum Staat aufzulockern. Und zu Beginn der 30er Jahre gab es bereits Millionen Deutsche, die den Staat als solchen ablehnten und eine Freiheit verlangten, die keine staatliche Ordnung mehr kennt. Das Staatsempfinden des deutschen Volkes insgesamt aber war stärker und führte schließlich in die entgegengesetzte Richtung, zum Nationalismus höchster Ausprägung. Und selbst jene, die sich 1930 bis 1933 zu einem Sowjetrußland bekannt und den deutschen Staat völlig abgelehnt hatten, kehrten zu ihm zurück und setzten dann im Zweiten Weltkrieg rückhaltlos ihr Leben für ihn ein.

Ich war schon seit fast zwei Jahren interniert, als ich ganz zufällig im Lager Regensburg bei der Durchgabe der Nachrichten hörte, daß es wieder eine deutsche Regierung geben werde. Zu jener Stunde war ich – weiß Gott – ein zerlumpter, verhungerter, armer Teufel. Ich hatte mehr als zwölf Jahre dem Staat gedient, hatte mein Geld in Staatsanleihen gegeben, um zu helfen, hatte fast meinen ganzen Besitz durch seinen Krieg verloren, wurde jetzt seit fast zwei Jahren schon wie ein Vieh behandelt, weil ich mich stets zu ihm bekannt hatte – und wußte, daß die neue Regierung ganz sicher nur aus politischen Gegnern bestehen würde; aber die Tatsache, daß der Staat wieder existent sein wird, erfüllte mich trotz alledem mit Stolz und echter, großer Freude. So sind wir Deutschen!

*

In seinem großen Testament vom Jahre 1752 sagt Friedrich der Große u. a. über den Adel:

„Denn welcher Wandel auch eintreten mag, er wird vielleicht einen reicheren, aber niemals einen tapfereren noch treueren Adel bekommen. – – – Es gehört sich, daß

der Adel seine Dienste lieber dem Vaterlande als irgendeiner anderen Macht widmet. Aus diesem Grunde sind gegen die Edelleute, die ohne Erlaubnis in fremde Dienste gehen, strenge Verordnungen erlassen. Da aber viele Edelleute Müßiggang und schlechtes Leben dem Waffenruhm vorziehen, so sind denen, die dem Staate dienen, Auszeichnungen und Vorrechte zu verleihen; denen aber, die nicht dienen, sind sie vorzuenthalten."

Ganz besonders kommt der große König in dem gleichen Testament zu sprechen auf „die Prinzen von Geblüt", zu denen er alle nicht regierenden Angehörigen der souveränen Familien zählt:

„Es gibt eine Art Zwitterwesen, die weder Herrscher noch Privatleute sind und die sich bisweilen sehr schwer regieren lassen: das sind die Prinzen von Geblüt. Ihre hohe Abstammung flößt ihnen einen gewissen Hochmut ein, den sie Adel nennen. Er macht ihnen den Gehorsam unerträglich und jede Unterwerfung verhaßt. Sind irgendwelche Intrigen, Kabalen oder Ränke zu befürchten, von ihnen können sie ausgehen!"

Man sollte meinen, Hitler hätte dies gelesen, bevor er den „Prinzenerlaß" herausgab, durch den er uns Prinzen zu Bürgern zweiter Klasse machte. Wir „Prinzen von Geblüt" sind zwar auch heute noch von „hoher Abstammung", aber ich glaube, daß uns nichts weiter geblieben ist als die Verpflichtung, besonders gute Patrioten zu sein. Diese Verpflichtung gibt uns nicht der Staat mit seinen Gesetzen – sondern die Haltung unserer Vorfahren und die daraus gewachsene glorreiche Tradition unserer Familien, die uns niemand jemals wird absprechen können.

Der Staat der Deutschen, welche Form er auch haben mag, ist doch immer Nachfolger des Begriffes, für den unsere Vorfahren seit vielen Jahrhunderten außerordentliches leisteten, weil sie dafür lebten – und starben. Meine Vorfahren haben nicht einige Jahre ihres Lebens für ein

gutes Gehalt eine ihnen vom Parlament vorgeschriebene Arbeit geleistet – sondern ihr ganzes Leben stand von der ersten bis zur letzten Stunde im Zeichen der staatlichen Notwendigkeiten und der Pflichten gegenüber dem Volk, sie waren auf Gedeih und Verderb, in guten und in schlechten Zeiten unlösbar damit verbunden.

Und wer von uns die Geschichte genügend kennt und seinen Namen zu respektieren weiß, kann gar nicht anders, als immer wieder dem Staat zur Verfügung zu stehen. Ob mir die Weimarer Republik meinen Titel absprach, ob Hitler mich zum Beamten seines Reiches machte und später dann wegen meines Namens der Ämter enthob, ob das Nachkriegsdeutschland mich ohne Urteil jahrelang unter menschenunwürdigsten Verhältnissen eingesperrt ließ, mich unter Ausnahmegesetze stellte – das alles ändert nicht das geringste an der Tatsache, daß ich voll und ganz zu Deutschland stehen muß. Denn keine, wie auch immer geartete Situation befreit von der Pflicht, Patriot zu sein.

*

Die Führung des Staates muß Gefolgschaft – die Obrigkeit muß Gehorsam verlangen können. Nicht aber um ihrer selbst willen, sondern um des Volkes wegen und der sittlichen Werte, die sie zu vertreten hat. Der Staat ist niemals mehr als das Volk, für das er letzthin existiert. Niemals wird ein wirklicher Patriot um einer Staatsform wegen das Glück seines Volkes aufs Spiel setzen. Wohl aber wird er alles dransetzen, für sein Volk die beste Staatsform zu erlangen. Und es wird immer diejenige Staatsform die beste sein, die dem Charakter des Volkes am ehesten entspricht.

Zum zweitenmal nach einem verlorenen Kriege wurde uns Deutschen von den Siegern als Staatsform die Volks-

herrschaft – die Demokratie – empfohlen. Da die gleichen Sieger zu eben derselben Zeit verkündeten, daß Deutschland in Zukunft nicht mehr sein dürfe als ein Land von Äckern und Weiden, so sind wir nicht völlig davon überzeugt, daß Deutschland durch Einführung der Demokratie geholfen werden sollte.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Demokratie – so wie sie ursprünglich im alten Hellas verstanden wurde – dem Idealzustand der Freiheit des Einzelnen sowohl wie den erhabensten Aufgaben des Staates sehr nahe kommt. Jene Menschen, deren geistige Leistung diese Idee gewesen ist, lebten und waren andere als wir. Wir bewundern und beneiden sie, aber es ist angesichts der durch Zeit, Fortschritt, Eigenarten, Umwelt und Lage gegebenen tiefgreifenden Veränderungen schwierig, einfach zu übernehmen, was dort und damals gut war. Der Versuch ist in allen zivilisierten Ländern immer wieder unternommen worden. Und überall ist etwas anderes dabei herausgekommen.

Je mehr die Masse an Bedeutung gewinnt, um so notweniger erweist sich eine verantwortungsfreudige, starke Regierung. Sonst wird gar zu leicht aus der Freiheit des Einzelnen Hemmungslosigkeit und Chaos. Und das wäre das Ende der staatlichen Ordnung.

Wir müssen alle daran interessiert sein, die Staatsautorität wieder zu heben und zu stärken. Das ist ohne gegenseitiges Vertrauen nicht möglich. Nur aus Vertrauen entwickelt sich immer von neuem Opferbereitschaft, Pflichterfüllung und Treue, die die echten Grundlagen jedes Staates von Dauer sind und immer bleiben werden.

Je stärker das Staatsgefühl in einem Volke ausgeprägt ist, um so größer ist für die Politiker die Versuchung, den Staat im Rahmen ihrer Machtpolitik zu mißbrauchen. Sie machen zu gern eine Anleihe auf das moralische Ansehen

des Staates. Da die Kurve der Politik niemals auf die Dauer eine konstante sein kann, wird eine derartige Verknüpfung von Tagespolitik und Staat stets der Staatsautorität Abbruch tun. Es hat nur sehr wenig große Politiker gegeben, die so klug waren, dem Staat gegenüber die erforderliche Distanz zu halten. Der so häufig mißverstandene Dualismus zwischen Staat und Partei im Deutschland Hitlers war im Sinne dieser Überlegungen für den Staat nützlich.

Eine denkende Regierung wird immer bemüht sein, die ihr anvertrauten Menschen zu erziehen. Sie lobt durch Auszeichnungen und Hilfen der verschiedensten Art – und sie straft. Recht ist dabei im Zweifelsfalle – allen schöneren Formeln zum Trotz – das, was dem Staate dient. Der Staat fungiert als Hüter der Ordnung und im Namen des Volkes. Auch dann, wenn die Regierung nur eine Minorität vertritt. Denjenigen Bürgern, die nach seiner Ansicht das Zusammenleben aller gefährden, nimmt er alle Freiheiten, ja sogar das Leben. Wenn der Staat keinen besseren Weg weiß sich zu behaupten, so führt er Krieg. Er fordert dann ganz selbstverständlich von all seinen Bürgern den restlosen Einsatz von Hab und Gut, Blut und Leben. Auch im Frieden hat der Staat keine Bedenken, das ganze Volk ständig für sich arbeiten zu lassen und die Schaffenskraft jedes Einzelnen durch ein sorgfältig errichtetes System von Steuern mehrfach auszunützen.

Das alles wäre ganz ungeheuerlich, wenn das Volk zu seinem Staat nicht das nötige Vertrauen haben könnte. Die Weltgeschichte hat Beispiele genug aufzuweisen, die zeigen, was geschieht, wenn diese Vertrauensbasis zerbricht. In Deutschland ist diese Vertrauensbasis auch 1945 nicht von sich aus zerbrochen, sondern sie wurde in den Jahren danach zunächst zerstört und dann wieder aufgebaut. Der Versuch, die innere Verbindung zwischen dem Staat von früher und einst mit dem heutigen zu leugnen, mußte

scheitern, denn der Staat ist – wie die Kirche – in seinem ganzen Wesen auf Tradition angewiesen. Solange wie der Reichsgedanke lebt, ist er für uns Deutsche die Fundierung des Staatsbegriffes.

Wir scheuen diesen fordernden und uns immer wieder verpflichtenden Staat nicht – wir wollen ihn uns und unseren Kindern erhalten, denn wir fühlen, daß wir ihn brauchen, ganz gleich, wer jeweils in seinem Namen spricht, denn der Staat lebt länger, als Menschen und Generationen.

Soldatentum

„Die Disziplin ist die Seele der Heere. Solange sie in Blüte steht, erhält sich der Staat", sagt der große Preußenkönig in seinem politischen Testament.

Niemand wußte wohl wie er, den Wert des Soldaten für die Verteidigung des Staates einzuschätzen, aber er gibt hier zu, daß ihm der Wert des Soldaten für die Erhaltung des Staates noch höher erscheint. Der preußische Staatsbegriff kam aus dem Soldatentum. Daher war er so klar, logisch, zuverlässig und sauber.

Der junge Mann wurde im Heer erzogen, der ältere bewährte sich im Heere und der alte Mann wurde auf Grund seiner Zugehörigkeit zum Heere in den Verwaltungsdienst übernommen, weil der Staat sich ihm besonders verpflichtet fühlte und sich auf ihn verlassen konnte.

Preußen war stets arm und es befand sich – geographisch gesehen – in schwieriger Lage. Sein einziger Luxus war darum eine schlagfertige Heeresmacht. Preußens beste Könige waren zugleich große Soldaten, sein weisester Staatsmann war mit Abstand sein genialster Heerführer.

Die soldatische Erziehung in Preußen hatte immer nur ein einziges Ziel: dem Manne alle die Tugenden zu geben, die ihn im harten Kampf tapfer und standhaft sein ließen.

Dazu mußte er sauber sein, an Körper und Geist, denn eines hängt vom anderen ab. Dazu mußte er gewandt und leistungsfähig sein, an Körper und Geist, denn auch hier hängt eines vom anderen ab. Und dazu mußte er vor allen Dingen wissen und glauben, daß es manches in der Welt gibt, das wesentlicher ist als er selbst. Er sollte nicht für Brot und klingende Münzen kämpfen – sondern für Gott, König und Vaterland.

Daraus ergab sich ganz von selbst, daß das eigentliche Waffenhandwerk nur einen Teil des soldatischen Lebens ausmachte und nicht einmal den wesentlichsten. Nicht derjenige ist der beste Soldat, der am besten schießt – sondern derjenige wird auch am besten schießen, der der beste Soldat ist, das heißt die hervorragendsten körperlichen und geistigen Voraussetzungen dazu hat.

Im Leben der Gemeinschaft muß einer auf den anderen Rücksicht nehmen. Soll die Gemeinschaft aber als solche eingesetzt werden können, so muß sich jeder in ihr der größeren Erfahrung und damit Verantwortung des anderen unterordnen wollen. Eine auf Gedeih und Verderb zusammengeschweißte Gemeinschaft – wie sie die kämpfende Truppe darstellt – kann nicht durch Beschlüsse, sondern muß durch Befehle geführt werden und ein Befehl ist nur so viel wert wie die Disziplin, die hinter dem Befehlenden sowohl als auch hinter dem Befehlsempfänger steht.

Der Gehorsam des deutschen – und noch im besonderen: des preußischen Soldaten – hat in der antideutschen Propaganda eine sehr große Rolle gespielt. Man wollte den deutschen Soldaten zum willenlosen Werkzeug einer machtlüsternen Soldateska stempeln. Nur, wenn das gelang,

konnte man ihm jedes Verbrechen andichten – und dieses wiederum glaubte man nötig zu haben, um eigene Armeen gegen Deutschland aus dem Boden stampfen zu können. Jene Asphaltjournalisten, von denen diese Hetze jahrzehntelang in den USA, in Frankreich und England ausging, haben allesamt gewiß nie den deutschen Kommiß selbst kennengelernt, – die meisten von ihnen sind auch im Ausland nicht Soldat gewesen.

In Deutschland, dem Land, in dem man sich seit Jahrhunderten in Alarm befand, war das Volk zu einem Soldatenvolk geworden. Selbst eine Katastrophe von dem Ausmaß des Jahres 1945 hat nicht die soldatische Grundhaltung dieses Volkes vernichten können, obwohl der Feind alles tat, den „preußischen Militarismus" auszurotten. Ja, er ging noch weiter – er versuchte alles Preußische schlechthin zu zersteuben und sogar in der Erinnerung auszulöschen. Weil er eben preußisch gleich: militaristisch und militaristisch gleich: nationale Selbstbesinnung setzte. Man teilte das Land Preußen auf, spekulierte mit separatistischen Bestrebungen in Niedersachsen und am Rhein, in Holstein und an der Isar. Aber das alles stellte sich als vergebens heraus, denn der Rheinländer, Niedersachse auch der Bayer, der heute „Preußens Gloria" hört, fühlt sich trotz allem als Deutscher.

Ich habe immer wieder beobachtet, welche Wirkung unsere alten Märsche auf die deutschen Menschen ausüben. Obwohl doch in dieser Zeit gewiß kein militärisches oder gar militaristisches Bild damit verbunden sein kann.

Wenn Rhythmus und Melodie der alten Märsche die Straßen der Stadt erfüllen, dann richten sich die Menschen unwillkürlich auf. Plötzlich scheinen sie aufatmend befreit von seelischem Druck. Menschen, die sich ganz fremd sind, sprechen sich an – gehen zusammen im gleichen Schritt und Tritt.

Solche Gefühle und diese Haltung, die ganz spontan – ohne Zwang und ohne Vorteil – zum Ausdruck kommen, sind gewiß das Gegenteil von „Kadavergehorsam". Daß sie heute trotz allem, was wir Deutsche erleben mußten, uns immer noch erfüllen und nur leise angerührt zu werden brauchen, um uns glücklicher zu machen, zeigt, daß wir tatsächlich niemals „Militaristen" waren, sondern das Gegenteil: Soldaten.

Ich glaube, daß kein Volk der Welt so sehr gegen einen Krieg eingestellt ist wie das deutsche, denn keines weiß wie das unsere, was ein moderner Krieg bedeutet. Unser Volk ist von Natur friedliebend, es ist wirklich das Volk der Dichter und Denker – und oft auch: der Träumer. Gleichzeitig aber – und das ist für den Ausländer begreiflicherweise schwer verständlich – sehnt es sich nach seiner Wehrmacht. Sie ist dem Deutschen nicht nur ein Faktor der Macht und der Sicherheit, sondern auch die Schule seiner besten Eigenschaften: der Disziplin, der Tapferkeit, der Treue, des uneigennützigen Dienstes – und so ein ganz unentbehrlicher Bestandteil des deutschen Volks- und Staatsorganismus. Ein Deutschland ohne seine Soldaten ist wie ein Mensch ohne Rückgrat. –

Kritik

„In den Demokratien stiegen nicht die Besten empor, vielmehr wurden die Besten von den Minderwertigsten zu Boden gedrückt. – In den Demokratien wagen die Minderwertigen es nicht nur, sich auf unsere Stufe zu erheben, sondern speien uns auch noch ins Gesicht, wenn sie oben angelangt sind. Nein, für jeden Mann, der nach Geburt, Vermögen und Kultur dazu berufen ist,

die höchsten Stellen zu besetzen und friedlich zu behaupten, ist ein solches Regierungssystem einfach unerträglich",

sagt der bekannte amerikanische Schriftsteller Taylor Caldwell in seinem Roman „Einst wird kommen der Tag".

Das ist eine messerscharfe Kritik – und doch keine brauchbare, denn sie sagt nur „Nein", sie zeigt keinen Weg zu besserer Lösung. Und es ist noch nicht einmal sicher, ob sie überzeugt im Munde eines Schriftstellers, der sie vielleicht nur aus Freude am scharfen Wort und nicht auf Grund sorgfältiger Überlegung so bitter ausspricht und den Beweis schuldig bleibt.

Denn es gibt zwei notwendige Voraussetzungen für die Funktion der Kritik: wer Kritik übt, muß über den Dingen stehen, über die er sich ausspricht und er muß ein Besseres wissen als das, was er ablehnt. Ich sage mit Absicht, ein Besseres wissen – und halte mich dabei an Lessing, der einmal sagte: „Ich muß eine Suppe nicht kochen können, um zu wissen, ob sie versalzen ist."

Bedenklich wird Kritik erst dort – aber auch überall dort –, wo das „Recht auf Kritik" in Anspruch genommen wird für andere Anliegen als die des Besserns, insbesondere wo sie sich auf Neid oder noch niedrigere Motive gründet.

Ich habe in meiner Berliner Zeit den viele Jahre hindurch andauernden Streit über die Frage der „Kunstkritik" miterlebt. Ausgangspunkt der damaligen Diskussion, in die sich auch Hitler einschaltete, waren häufige Beschwerden anerkannter Künstler über herabsetzende, ja manchmal beleidigende Bemerkungen in den Zeitungsbesprechungen ihrer Darbietungen. Die Beschwerden trafen auf aufnahmebereite Ohren, weil Hitler als begeisterter Wagnerverehrer sehr sorgfältig die meist vernichtenden publizistischen Ablehnungen studiert hatte, gegen die

Wagner im vorigen Jahrhundert so bitter zu kämpfen hatte. Auch waren die Zustände, die sich – vor allem in der Berliner Presse – während der zwanziger Jahre in bezug auf die Theater- und Kunstkritik entwickelt hatten, bekannt unerfreulich gewesen – die Gefahr, daß der Kunstkritiker privat-persönliche Gesichtspunkte seinen Lobes- oder Vernichtungsurteilen zugrundelegte, war damals nicht nur theoretisch gegeben. Die wildesten Auswüchse waren 1933 automatisch beendet, aber das Ressentiment bestand weiter und es sollte jedenfalls der Möglichkeit, ringende Künstler hemmungslosen Zynikern öffentlich als „Freiwild" ausgeliefert zu sehen, ein Riegel vorgeschoben werden. Der Weg, der beschritten wurde, entbehrte nicht der Originalität. – Eine ministerielle Verfügung stellte zunächst fest, daß Kunst„kritik" überhaupt verboten sei, nur Kunst„betrachtung" sei erlaubt. Daß aber unter Kunstbetrachtung doch eine kritische Wertung zu verstehen war, ergab sich aus den weiteren Anordnungen: es durfte keine „Nachtkritik" geschrieben werden – was bedeutete, daß Theater- und Filmbesprechungen nicht schon am nächsten Morgen nach der Premiere erscheinen durften, also von den Rezensenten nicht hastig zusammengeschrieben werden sollten; außerdem wurde verfügt, daß Kunstbetrachtungen überhaupt nur von Persönlichkeiten geschrieben werden dürften, die mindestens 30 Jahre alt waren und eine gründliche berufliche oder akademische Beschäftigung mit künstlerischen Fragen nachweisen konnten.

Das war meines Wissens der bisher erste und einzige Versuch, dem Wesen der Kritik von seiten des Gesetzgebers beizukommen.

Man ging dabei von der Überlegung aus, daß der Kritiker von dem, was er kritisiere, selbst wenigstens etwas verstehen müsse. Es gehe nicht an, so sagte man, daß ein zwanzigjähriger Journalist durch einen aus böser

Laune geschriebenen Artikel die Karriere eines großen Künstlers schädige, der sich in zäher, oft jahrzehntelanger Arbeit einen eigenen Stil angeeignet habe. Natürlich stehe es dem Journalisten frei, gegen diesen Stil Bedenken vorzutragen – aber diese Bedenken müßten sachlich gut fundiert sein und frei von jeder Tendenz. Sie dürften nur dann vorgebracht werden, wenn dem Künstler und der Kunst dadurch letzthin gedient würde.

Politisch beschränkte man sich im Dritten Reich ganz einfach auf ein ungeschriebenes, aber polizeilich überwachtes Verbot öffentlicher Kritik – also eine Lösung durch Gewalt, die für diese Frage ganz gewiß keine Lösung war, denn berechtigte und begründete und auf Bessern gerichtete Kritik ist für jedes Staatswesen ebenso nötig wie für den Einzelmenschen. Ohne sie gibt es keine Erziehung und kein Weiterkommen; wo sie unterlassen wird oder fehlt, tritt Schaden ein, wo man sie unterdrückt, bahnen sich Explosionen an.

Die Notwendigkeit, Kritik zu üben und Kritik zu dulden, ist die eine Seite des Problems – die Grenze der Kritik die andere. Ich bin der Meinung, daß auch der Wunsch, eine Lage bessern zu wollen, noch nicht die Unanständigkeit entschuldigt, die darin liegt, Menschen, die man wegen ihrer politischen, wirtschaftlichen oder sonstigen sachlichen Handlungen kritisiert, persönlich zu beschimpfen und herabzusetzen. Es hat Zeiten gegeben – sie sind noch gar nicht so lange her –, in denen diese Methode Triumphe erlebte, von Staats wegen gefördert wurde und vor niemand, auch nicht vor den Toten Halt machte. In Nürnberg sagte mir einmal ein Vernehmer, der mit meinen Aussagen nicht zufrieden war, die frivolen Worte ins Gesicht: ich solle doch nicht so töricht sein, Tote entlasten zu wollen – es ginge jetzt nicht darum Tote wiederaufzuerwecken, sondern, Lebende sterben zu lassen.

Sicher ist, daß die Grenze jeder Kritik da liegt, wo die niederen Leidenschaften beginnen – und diese beginnen jedenfalls dort, wo der Kritisierende andere Interessen verfolgt, als er sie ausspricht. Wo keine Absicht abwägenden Urteils und keine Fähigkeit des Überblickes besteht, kommt keine echte Kritik zustande.

Andere Grenzen der Kritik dekretieren zu wollen, wird auf die Dauer bei denkenden Völkern immer vergeblich sein. Wenn beispielsweise heute hinsichtlich politischer Kritik der Grundsatz verfochten wird, es dürfe keine Kritik an der Demokratie geübt werden –, so erscheint das nicht nur als ein bedenkliches staatliches Schwächezeichen, sondern auch als gedanklicher Irrtum. Daß ein Staat sich gegen unterirdische Bestrebungen und gewaltsame Änderungen zur Wehr setzt und sie unter Strafe stellt, ist verständlich und üblich und es läßt sich nichts Ernsthaftes dagegen vorbringen. Wenn aber wohlüberlegte, von andersgerichteten Interessen freie und auf Bessern gerichtete, also: faire Kritik verboten oder verhindert werden soll, dann richtet sich ein solches Unterfangen viel bedenklicher gegen den Staat selbst, als es tausend ernst zu nehmende Kritiker tun könnten. Gerade wer den Grundsatz vertritt, daß alle Macht vom Volke ausgeht, muß – wenn er sich nicht selbst Lügen strafen will – dulden, daß vor dem Volk auch staatspolitische Gedanken vertreten werden, die nicht unbedingt jedem Detail des zur Zeit geltenden Staatsrechts das Wort reden.

Das Volk ist ein organisches Gebilde. Es ist gewachsen – in starken und in schwachen Ästen, in solchen, die dem Licht und solchen, die dem Schatten mehr zugewandt sind, in geraden und in krummen, hohen und tiefen. Die parlamentarische Demokratie aber weiß nichts von einem so gegliederten Volk – wie es tatsächlich ist. Sie geht – sowie sie sich bis heute entwickelte – nicht eigentlich vom Volk sondern von der „Masse" aus.

Während das Volk – wie jede organische Bildung – naturgemäß stets bestrebt ist, seine besten Kräfte zu entwickeln, sie in den Vordergrund zu stellen und ihnen die Führung zu übertragen – so ist die Masse jeder besonderen Tat und Leistung abhold, sie duldet nicht, daß einer sich aus ihr hervorhebe. Sie würde sonst ihren Charakter verlieren, der bestenfalls ein Gefühl der Solidarität ist.

Dem Volk wird daher die Kritik stets lebensnotwendig erscheinen – der Masse aber geht sie gegen das eigene Prinzip.

Die Wahrheit

Ich kenne einen Menschen sehr gut und bin mit ihm befreundet, den man einen Wahrheitsfanatiker nennen könnte.

Er war von jeher der Überzeugung, daß es immer und unter allen Umständen gut und recht ist, die Wahrheit zu sagen – und der Wahrheit entsprechend zu handeln. Ich beobachte ihn dabei seit seiner Kindheit.

Sehr erleichternd für ihn war, daß er einem sehr vermögendem Hause entstammt – eher erschwerend war für ihn, daß er seiner Herkunft entsprechend vornehmlich mit sehr gebildeten Menschen verkehrt. Im Kreise derer, die sich die beste Gesellschaft nennen.

Eine Erholung ist es oft für ihn gewesen, namentlich in Krisenzeiten und während des Krieges, mit einfachen Menschen sich zu unterhalten.

Des öfteren gelang es ihm auf Anhieb, eine einflußreiche, gute Position zu bekommen. Aber es dauerte in keinem Fall lange, bis er die größten Schwierigkeiten in ihr hatte. Alle diese Schwierigkeiten beschäftigten ihn sehr. Nicht,

weil er Nachteile für sich befürchtete. Nein, nur weil er sich Unwahrheiten gegenübersah und nicht begreifen wollte, daß sie erfolgreich sein könnten.

Natürlich empfand er das als ungerecht, denn die Gerechtigkeit ist nach seiner Ansicht die logische Konsequenz der Wahrheit. Jede Ungerechtigkeit ist ihm als etwas Unwahres verhaßt.

Er kam – wie ich – 1933 als Beamter in das Reichspropagandaministerium. Er war schon sehr lange vorher in der Partei, denn er hielt ihre Ziele für der Wahrheit entsprechend. Wenn ich ihn über irgendeine neue Hitler-Rede befrug, dann sagte er niemals sie sei „gut" oder „schlecht" gewesen, sondern immer nur: „das war ja so wahr". Als Hitler seine große Reichstagsrede nach dem Röhmputsch gehalten hatte, sagte mein Freund allerdings zum erstenmal: „einiges entsprach nicht der Wahrheit" und er war sehr traurig wie einer, der mit einem ihm sehr lieben Menschen eine bittere Erfahrung machen mußte. Im Dienst war er von da ab stiller. Ich glaube, daß er dann nur noch aus einem einzigen Grunde arbeitete: um sein Teil für die Wahrheit – und damit für die Gerechtigkeit – zu tun. Alles andere interessierte ihn eigentlich nur am Rande.

Drei politische Themen konnten ihn immer wieder in Harnisch bringen. Das war die Kriegsschuldfrage, die Saarfrage und die Kolonialfrage. „Der Wahrheit zuliebe", sagte er, muß man zugeben, daß Deutschland völlig unschuldig am Kriege war, – daß das Saargebiet ein Teil von Deutschland ist, – und daß niemand ein Recht hat, uns die Kolonien wegzunehmen.

Es gab Menschen, die es paradox fanden, daß er im Propagandaministerium arbeitete. „Ich verbreite die Wahrheit", pflegte er dann zu sagen, „wenn ihr das Propaganda nennt, ist das eure Sache". Während des Krieges haben wir beide einmal lange über die Frage diskutiert, ob es einer

Unwahrheit gleichkäme, wenn die Reichsregierung den Untergang eines deutschen Kriegsschiffes mehrere Tage verheimliche, um diese Trauernachricht mit einer anderen, einer guten Nachricht verbinden zu können, – und außerdem um den Feind zu täuschen. „Es dem Vaterland und seinem Volk zu bringen, ist nur ein einziges Opfer zu groß", sagte er, „– die Wahrheit." Ich widersprach ihm, denn ich war der Meinung, daß solches Verhalten nicht als unwahrhaftig bezeichnet werden kann. Wie oft im täglichen Leben schweigen wir, ohne dadurch zu lügen. Billigt nicht sogar der Richter dem Angeklagten zu, in eigener Sache zu schweigen?

Nach dem Krieg war ich mit meinem Freunde gleichzeitig im Nürnberger Justizpalast in Haft. Er sagte immer wieder: „Wenn alle Deutschen ausschließlich die Wahrheit sagen würden, hätte dieses Gericht nichts zu tun!" Ich hingegen meinte, wir sollten alle schweigen – wie es meines Wissens die Japaner taten.

Doch es gab ein Torso von Wahrheit und Lüge wie es die Welt wohl ähnlich nur nach dem Sturz Napoleons erlebt hat. Aber Nürnberg wurde – trotz allem, was dagegen zu sagen ist – zumindest ein Beweis dafür, daß diejenigen, die sich durch Lüge zu retten suchen, höchstens vorübergehend Erfolg damit haben.

Unter uns Gefangenen waren wenige von diesen Lügnern. Weitaus die meisten belasteten uns von draußen und anonym. Sie wurden von Seiten derer, denen sie das erwünschte „Material" gegen uns lieferten, verwöhnt. „Um der Wahrheit willen" frug man sie aus – „um der Wahrheit willen" ließen sie sich auspressen – „um der Wahrheit willen" wurden zahllose Todes- und Zuchthausstrafen verhängt. Mein Freund meinte damals, nur wenn wir noch lange leben, werden wir die Wahrheit erfahren. – Ich glaube: je krasser die Lüge – um so schneller folgt ihr die Wahrheit.

Die französische Revolution wurde – wie so viele große Ereignisse der Weltgeschichte – ausgelöst durch eine Kleinigkeit. „Man“ behauptete, die Königin Marie Antoinette habe sich vom Kardinal Prinz Rohan einen äußerst wertvollen Schmuck schenken lassen. Man machte ihr deswegen den Prozeß und – eines kam zum anderen – sie wurde hingerichtet.

Einer der genialsten Männer der dänischen Geschichte, ein Deutscher von Geburt, lange Zeit Minister und Vertrauter des Königs – Struensee – wurde durch Gerüchte bezichtigt, in unerlaubten Beziehungen zur Königin zu stehen. „Man“ behauptete das so lange, bis der König ihm den Prozeß machen ließ. Struensee wurde gehängt.

Marie Antoinette hatte sich von dem Kardinal nichts schenken lassen. Ebenso ist heute erwiesen, daß Struensee zu Unrecht verurteilt wurde. Sie starben beide als Opfer der Verleumdung.

Es ist immer schon so gewesen, daß manche Menschen, die durch eigene Leistung nicht recht vorwärtskommen, sich dadurch den Weg freizumachen suchen, daß sie ihre wirklichen oder vermeintlichen Rivalen in Mißkredit zu bringen trachten.

Wenn es gilt, jemand „schlecht zu machen“, der auf Grund irgend welcher Leistungen aus der Masse hervorragt, dann fällt die Verleumdung vor allem bei jenen auf fruchtbaren Boden, deren Komplex der Neid ist. Man nennt ihn auch den „Minderwertigkeitskomplex“.

Das sind nicht wenige und so verbreitet sich eine Verleumdung oft sehr schnell und meist auch anonym. Der Verleumdete erfährt von der gegen ihn entfesselten Kampagne manchmal erst, wenn sie bereits weite Kreise gezogen hat und die Zahl der Verleumder so groß geworden ist,

daß die Urheber nicht mehr gefaßt werden können, es sei denn, es findet sich frühzeitig ein ehrlicher Mensch, der den Mut hat, dem Verleumdeten ins Gesicht zu sagen, was behauptet wird und ihn um Aufklärung zu bitten – aber solche Aufrichtige und Wohlmeinende gibt es nicht so zahlreich wie diejenigen, die genießerisch Schlechtes weiterreden.

Ich war noch nicht lange Zeit bei Dr. Goebbels Adjutant gewesen, als dieser aufgeregt von Hitler kam und mir sagte, ich hätte mich abfällig über Hermann Göring geäußert. Man habe bei Hitler darüber gesprochen, Göring sei empört. Goebbels war in der schwierigsten Lage – und ich unter diesen Umständen unhaltbar. Angeblich sollte ich diese Äußerungen am Tage zuvor gemacht haben. Göring verlangte sofortige Untersuchung. Die Äußerungen betrafen Göring persönlich, waren dumm und verletzend. Die ganze Angelegenheit war nicht unbedenklich, denn Dr. Goebbels, der als der Sozialist in der Partei galt, war bereits von verschiedenen Seiten angegriffen worden, weil ausgerechnet er einen Prinzen Schaumburg-Lippe bei sich hatte. Goebbels aber verhielt sich fair und veranlaßte noch am gleichen Abend ein Zusammentreffen zwischen Göring und mir. Als Göring zu einem Empfang im Berliner Rathaus erschien, trat ihm Goebbels auf der breiten Treppe entgegen und sagte: „Hier ist der Prinz Schaumburg-Lippe, der angeblich gegen Sie gehetzt haben soll." Ich sah es Göring an, daß er sehr erregt war. Der in jeder Beziehung mächtige Mann sah mir streng in die Augen und sagte in knapper, militärischer Form, was ihm berichtet worden war. Nach einer kurzen Pause, in der er die Wirkung seiner Worte aus meinem Gesicht abzulesen schien, sagte er: „Ich frage Sie, Prinz zu Schaumburg-Lippe, ist das wahr oder nicht?" Ich sagte: „Nein, Parteigenosse Göring." Ganz bewußt redete ich ihn nicht mit einem seiner vielen, hohen

Titel an. Dann wollte ich ihm erklären, wie absurd die Behauptungen gewesen waren. Er winkte ab, gab mir die Hand und sagte: „Wenn ein Prinz Schaumburg-Lippe mir sein Wort gibt, dann brauche ich keine weitere Erklärung, dann ist das für mich eine Tatsache, ich danke Ihnen", und zu Dr. Goebbels gewandt fuhr er fort: „Der Fall ist damit erledigt; man hat ihm Unrecht getan, ich werde mir die Burschen vorknöppen, verlassen Sie sich darauf."

Das ist eine kleine Szene aus meinem Erlebnisbereich – aber nicht immer wird eine Verleumdung so rasch aus der Welt geschafft.

Ein anderer Vorfall, der ernster verlief, ist mir in Erinnerung: Ein hoher, sehr tüchtiger Beamter des Propagandaministeriums, der einem ebenfalls hohen Beamten eines anderen Ministeriums aus persönlichen und ressortmäßigen Gründen als Konkurrent erschien, machte in einer von Ausländern besuchten Gesellschaft eine unbedachte Äußerung, die man als Verrat von Staatsgeheimnissen auslegen konnte; ganz zweifellos war, daß es sich schlimmsten Falles um Fahrlässigkeit handelte. Statt nun – wie es angesichts der bestehenden persönlichen Bekanntschaft naheliegend gewesen wäre – unseren Beamten unmittelbar auf seine Verfehlung aufmerksam zu machen oder wenigstens zunächst unseren Minister zu verständigen, beeilte sich der andere, den Vorgang zur Anzeige zu bringen, aufzubauschen und zu dramatisieren – das Ergebnis war, daß Hitler auf Grund der Mitteilungen, die ihm zugeleitet wurden, in einer ersten Aufwallung unseren Beamten standrechtlich erschießen lassen wollte, um in der kriegsfernen Wilhelmstraße ein „Exempel zu statuieren" und sich erst nach entschiedener Einrede aus unserem Hause dazu verstand, die Angelegenheit dem Volksgerichtshof zu übergeben. Es folgte eine verhältnismäßig geringfügige Verurteilung und die Umwandlung der Strafe in

Frontbewährung – nach wenigen Wochen wurde unser Beamter, der schon im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen war, schwer verwundet. Trotz sorgfältigster Pflege starb er im Lazarett – man sagte, daß es schließlich der mangelnde Lebenswille war, der ihn nicht wieder genesen ließ. Ein erfolgreiches Leben war zerstört – um einer schwachen Minute willen, die ein scharfäugiger Gegner kalt benutzte!

*

Gerüchte sind der Rohstoff der Flüsterpropaganda. Das Gerüchte-Machen ist deshalb stets ein wesentliches Mittel auch des politischen Kampfes gewesen – vor allem in Zeiten politischen Umsturzes, in denen es einem Menschen oder einer Menschengruppe schon schaden kann, wenn über ihre mutmaßliche Gesinnung gemunkelt wird. Schon die geflissentliche Verbreitung der Vermutung, jemand stehe einem neuen politischen System nicht nahe oder habe sich ablehnend geäußert, kann in solchen Zeiten sehr ernste Folgen haben. Da nicht wenige Menschen „mehr Angst als Vaterlandsliebe" haben, läßt sich vielleicht aus diesen Zusammenhängen begreifen, daß wir nach politischem Umsturz so überraschend viele Leute erleben, die es in wahrhaft verblüffender Weise verstehen, alle früheren Meinungen abzuleugnen und sich als Anhänger der neuen Richtung zu empfehlen.

So haben wir Beamte des Reichspropagandaministeriums nach 1933 – oft nicht ohne Erstaunen – die lebhaften Versicherungen mancher Künstler und Schriftsteller vernommen, daß sie eigentlich nie für Marxismus und Liberalismus etwas übrig gehabt hätten. Sie seien innerlich stets dagegen gewesen und nun überglücklich, endlich dem Staat dienen zu können, der ihren Intentionen entspräche. Wir haben ihnen das geglaubt, sie sagten es so sehr oft und

manchmal viel deutlicher, als es uns lieb war. Sie hatten auch vielerlei Beweise und Zeugen dafür. Und schließlich machten sie sich ja nun im neuen Staat auch sehr nützlich. – – – Nach 1945 erlebten wir bei etlichen dieser Menschen genau die gleiche Haltung – nur unter völlig anderem Vorzeichen – noch einmal. Jetzt waren wir zwar nicht mehr die glücklichen Beamten, die all dem Glauben schenken sollten – aber wir hörten die Beteuerungen im Rundfunk und wir lasen sie in Artikelserien, in Broschüren und Büchern.

Während Millionen deutscher Menschen durch die „Entnazifizierung" der Mund verschlossen war, konnte sich eine wahre Sturmflut von Gerüchten und Verleumdungen über Menschen – lebende und tote – und über Zustände der früheren Zeit hinwegwälzen.

Als ich nach der Entlassung aus der Internierung einige „Tatsachen-Berichte" dieser Art las, fielen mir oft ganz krasse Unrichtigkeiten auf. Es wurden da über Menschen, die ich sehr gut kannte – die aber der Autor nie erlebt hatte – die törichtesten Dinge gesagt. Das empörte mich. Ich schrieb vielfach an die Redaktion der Zeitung oder Zeitschrift, nahm eingehend Stellung und bat um Veröffentlichung meiner Zuschrift. Die Antworten, die ich erhielt, waren meist höflich, aber ausweichend und es geschah nichts. Und es konnte nichts geschehen, denn das falsche Zeugnis gegen andere und die Denunziation war damals zu einer Art Staatsprinzip erhoben worden – manche bildeten sich ein, die Demokratie gerate in unmittelbare Gefahr, wenn sich herausstellte, daß es unter den führenden Leuten der Zeit vor 1945 auch nur einen Anständigen gegeben habe.

Zu der gleichen Zeit, da Menschen schwer bestraft wurden, weil sie einer offiziellen Aufforderung des früheren Staates folgend den Aufenthaltsort von solchen Personen

mitgeteilt hatten, die als Hoch- und Landesverräter gesucht wurden, – zu der gleichen Zeit bediente sich der Staat eines ganzen Heeres von Spitzeln, um Menschen bestrafen zu lassen, die vordem nichts anderes getan hatten, als sich zum Staat zu bekennen.

Für Menschen, die in der Verleumdung Genuß finden, war das Deutschland nach 1945 ein Paradies. Um seinen Nächsten ins Gefängnis zu bringen, genügte es schon, an geeigneter Stelle daran zu erinnern, daß er im Kriege wegen besonderer Tapferkeit das Ritterkreuz erhalten habe! Aber auch entgegengesetzte, vorteilhafte Gerüchte ließen sich an den Mann bringen: wenn etwa von einem behauptet wurde, er habe während des Krieges sich gegen die Gesetze vergangen, so konnte der allein schon dadurch zu Amt und Würden kommen. Zur gleichen Zeit wurden im benachbarten Frankreich zehntausende von Franzosen ermordet und Hunderttausende verhaftet und entrechtet – nur deshalb, weil sie zwischen 1940 und 1944 mit den deutschen Besatzungsbehörden zusammengearbeitet haben: wer zählt die Fälle, in denen auch das nur durch Gerüchte behauptet wurde! Man muß dabei daran denken, daß die „Collaborateure" gewiß keine Verräter an Frankreich waren, sondern sehr mutige und standhafte Franzosen, die die Interessen ihres Landes nachdrücklich vertreten haben und mit uns nur in der Meinung übereinstimmten, daß das Abendland vor dem Bolschewismus bewahrt werden sollte.

Ein solches Durcheinander von Prinzipien, wie wir es nach 1945 erlebten, ist naturgemäß geradezu ein Treibhaus für Verleumdungen und fast alle europäischen Länder haben heute noch damit zu tun, sich von dieser giftigen Atmosphäre von damals wieder zu befreien.

*

Leider glauben die meisten Menschen von ihren Nächsten lieber Schlechtes als Gutes und sie finden boshafte und bösartige Geschichten viel erzählenswerter als freundliche. Deshalb ist die Schwatzhaftigkeit der beste Bundesgenosse der Verleumdung. Da Schwätzer stets auch feige sind und nicht den Mut aufbringen, den Dingen auf den Grund zu gehen, endet die Verleumdung erst spät oder nie mit dem Kurzschluß der Wahrheit. Würden die Menschen weniger Freude an der Bosheit, weniger Neigung zum Schwätzen und dafür mehr Mut haben, dann gäbe es nicht mehr viel Gerüchte und jedenfalls viel weniger persönliches Leid auf dieser Welt.

Dann würde das „liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" jenes andere bittere Gebot unnötig machen: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider Deinen Nächsten."

Leistung und Erfolg

Von meiner frühen Jugend an habe ich immer und immer wieder einen Grundsatz zu hören bekommen, der in ganz besonderem Maße die frühere Einstellung unserer Familien charakterisierte. Er hieß: Mehr sein als scheinen!

Dieser Satz ist für den „typisch modernen" Menschen nichts anderes als ein Hindernis. Denn er strebt vor allem nach „Erfolg" und dieser wird mit der Methode „mehr sein als scheinen" nicht erleichtert. Es ist dies gewiß nicht eine Lebensregel, der etwa die „selfmademen" ihren Emporstieg verdanken.

Sie schafften es vielmehr durch eine bis dahin nicht gekannte Zielstrebigkeit und Rigorosität. Sie hatten die Kraft einzig und allein dem Erfolg zu leben und sich innerlich von allen Bedenken freizuhalten, die diesem Ziel im Wege stehen könnten.

Viele dieser Menschen haben, wie wir wissen, Außerordentliches erreicht und werden deshalb bewundert. Bezeichnend ist schon die Ausdrucksweise: sie ringen „um die Macht" – und nicht etwa „um das Ansehen". Es gab und gibt unter ihnen zweifellos Menschen von großem Format. Aber sie sind selten.

Die Mehrzahl der „Erfolgsmenschen" geht von der bedenklichen Anschauung aus, daß es im Zeitalter der Masse zunächst einmal nur darauf ankommt, aus dieser Masse herauszuragen. Sichtbar zu werden. Aufzufallen. Um das zu erreichen, ist ihnen auch der größte Unsinn recht. Unser heutiges Leben hat viele Berühmtheiten aufzuweisen, die weiter nichts konnten als bekannt zu werden. In Wahrheit handelt es sich bei ihnen um absolute Durchschnittsmenschen.

Ich habe sehr viele solcher Menschen im Laufe der Jahrzehnte kennengelernt, aber kaum ein einziger von ihnen entstammte einer „alten", einer traditionsgebundenen Familie. Gleichzeitig kannte ich viele Adelsangehörige, die in der Wirtschaft als besonders intelligent und fleißig galten, es aber nie zu einer außerordentlichen Position brachten. Man sagte: „ihm fehlen die Ellbogen dazu". Tatsächlich standen dem Betreffenden gewisse Prinzipien im Wege, er konnte – und er wollte nicht über seinen Schatten springen. Er hätte nämlich auf Kosten anderer groß werden müssen – und er war erzogen, zugunsten anderer zu leben. Nur das entsprach der Tradition seiner Familie.

Der „Erfolg", wie ihn der „moderne" Mensch versteht, wird oft, wenn nicht meist, auf Kosten anderer errungen und es ist nicht selten nur ein sicherer Instinkt für Reklame,

der ihn herbeiführt: also gerade das Gegenteil des Satzes „mehr sein als scheinen", nämlich: „wer angibt hat mehr vom Leben".

Das „hundertprozentig" auf den Erfolg ausgerichtete Denken hat merkwürdige Früchte gezeitigt: Es hat einmal als anständig gegolten, den Andern zunächst und bis zum absoluten Beweis des Gegenteils für gut und ehrbar und berechtigt zu halten, ebenfalls seinen Platz an der Sonne einzunehmen. Heute wird schon der heranwachsenden Jugend gelehrt, vor allem mißtrauisch zu sein. Vom Standpunkt des Erfolgsdenkens ist das sicher berechtigt und begründet: nur der ganz belanglose Nebenmensch gilt nicht als möglicher Konkurrent im Tanz um das Goldene Kalb. – Nur wer Erfolg hat, hat Recht und umgekehrt: Erfolg löscht Unrecht aus. – Anstand ist teuer und bringt keine Zinsen, also weg damit. – „Moral" dagegen ist wichtig, man kann damit Geschäfte machen. – Volk und Familie: das ist nur lästige Romantik, aus der sich Verpflichtungen ergeben; wir leben aber nicht für andere, sondern für uns selbst...

So führt eine bequeme Regel zur nächsten und so löst sich in tausend „Erfolgen" eine Ordnung auf, die sich aus der gemeinsamen Kraft von Millionen Menschen gebildet hatte und in der jeder sein Dasein und seinen Schutz fand, solange der solide Begriff „Leistung" noch größer geschrieben wurde als das hektische Ziel „Erfolg".

Immer aber wieder zeigt sich im Leben der Einzelnen, wie trügerisch gerade der Erfolg ist und wie rasch seine Früchte vergehen. Ein kurzer Sturm im Weltgeschehen – und schon stehen wir nackt und arm nebeneinander: der „Erfolgreiche" und der „Erfolglose" – nichts ist uns geblieben, als das was wir können und auf nichts anderes gründet sich in der Stunde der Not unsere Hoffnung, als auf das Solidaritätsgefühl unserer Familie und unseres Vol-

kes, von dem wir erwarten, daß es uns nicht ganz zugrundegehen läßt.

Unsere Generation hat das mehrmals erfahren: was ist aus den Wirtschaftskapitänen der wilhelminischen Ära geworden, was aus den Bankiers der Inflationsjahre, was aus den übereifrigen Geldverdienern, die einst in meinem Berliner Vorzimmer warteten?

Freilich: nach dem deutschen Zusammenbruch hat sich eine neue Welle von „Erfolgreichen" in Deutschland eingenistet; sie haben im Sog der Besatzungsmächte ungewöhnliche Chancen gehabt, sie haben sie eifrig genutzt und sie sind vielerorts noch „an der Macht". Aber wird sich nicht auch an ihnen einmal der Satz bewahrheiten „Unrecht Gut gedeihet nicht"?!

Mir scheint es, wir gäben unserer Jugend nicht nur sittlich wertvolleren, sondern auch lebensnützlicheren Rat, wenn wir ihr nicht so sehr die nur „Erfolgreichen", sondern vor allem die Tüchtigen vor Augen stellen, wenn wir weniger das „Emporkommen" predigen als das „Leistung vollbringen".

In diesem Gedanken liegt mehr als eine kleine Lebensregel für den privaten Gebrauch – der Leistungsaspekt besitzt eine ordnende und sichernde Kraft für jedes Gemeinschaftsleben. Wer den Begriff der „Leistung" erfaßt hat und zu würdigen weiß, für den wird ganz gleichgültig, wo sein Nebenmensch tätig ist und wieviel er augenblicklich verdient; für den gibt es nur eine Frage, nach der sich das Ansehen eines Menschen regelt: ist er an seinem Platz tüchtig, verrichtet er im Rahmen dessen, was von ihm erwartet werden kann, nützliche Arbeit, kurz: leistet er etwas. Nicht was einer tut ist entscheidend, sondern wie er es tut. Wo die Leistung erstrebt wird, pflegt der Erfolg nicht auszubleiben – wo aber zunächst an den Erfolg und dann erst – oder überhaupt nicht – an Leistung gedacht wird:

dort wird auf Sand gebaut. Wir haben es erlebt und erleben es noch heute und immer wieder, wie „Erfolge" über Nacht ins Nichts zerfließen und daß nur Leistungsgewohnte „krisenfest" sind – auch wenn sie ganz von vorne wieder anfangen müssen, sie werden immer wieder etwas schaffen.

Daran sollten wir denken, wenn wir geblendet werden vom trügerischen Licht, das „Erfolgreiche" verbreiten oder wenn gar Fortuna es sich sollte einfallen lassen, ihr Füllhorn über unserem Haupt auszugießen.

Bildung

Man sagt oft „Wissen ist Macht". Wie so viele Parolen ist auch diese nur sehr bedingt richtig. Wissen ist nämlich nur dann gleichbedeutend mit Macht, wenn eine klare Entwicklung der geistigen Anlagen, des Willens und Charakters die verantwortungsbewußte Verwendung des Wissens garantieren. Wenn also die Initiative nicht beim Wissen an sich, sondern in der Persönlichkeit gegeben ist.

Nur unter diesen Voraussetzungen handelt es sich um Bildung. Es gibt viele Menschen, die über ein beträchtliches Wissen verfügen und doch nicht als gebildet anzusprechen sind – und es gibt andere, die wir gebildet nennen müssen, obwohl ihnen die Erziehung manches versagte.

Zur Bildung gehören neben dem Wissen alle jene Eigenschaften, die das Wissen des Einzelnen nicht nur für ihn selbst, sondern darüber hinaus auch für die anderen Menschen nützlich werden lassen. Ein sehr wesentlicher Bestandteil der Bildung ist das Taktgefühl, das immer ver-

hindern wird, daß das Wissen als aufdringlich erscheint, anmaßend oder gar erpresserisch.

Vor einigen hundert Jahren wußte man noch so wenig von der Umwelt, daß das menschliche Gehirn absolut in der Lage war, auf allen wesentlichen Gebieten des täglichen Lebens das Wissenswerteste zu beherrschen. Heute sind die Wissenschaften so weit in den verschiedensten Fachgebieten vorgedrungen, daß ein normales Gehirn nicht einmal mehr fähig ist, das vollständige Wissen einiger solcher Fachgebiete in sich aufzunehmen. Diese Tatsache führte bereits während der letzten Jahrzehnte zu einer immer weiter gehenden Spezialisierung der geistigen Ausbildung.

Bereits die höheren Schulen stehen vor der Frage, ob die „Allgemein-Bildung", die sie sich zu vermitteln bemühen, nicht noch mehr als es schon durch die einzelnen Schultypen geschieht, auf die Bedürfnisse der auf den Hochschulen weitgehend durchgesetzten Spezialisierung auf bestimmte Wissensrichtungen abgestellt werden soll. Die „universitas", die noch vor hundert Jahren vor allem sich bemühte, die Persönlichkeit des „Akademikers" heranzubilden und erst in zweiter Linie Doktoren der Medizin, der Jurisprudenz usw., befindet sich heute auf dem scheinbar unaufhaltsamen Abstieg zur rationalisierten Fachschule und Diplomfabrik. Diese Spezialisierung erlaubt zweifellos eine unerhörte Kenntnis im Fachgebiet – aber sie kennt bald keine Übersicht mehr und führt dann zwangsläufig über ein Höchstmaß von Wissen zum Unwissen zurück.

Dieses Wissen ist das Ergebnis einer systematischen Ausbildung – aber es bleibt Torso, wenn nicht die Bildung das Wissen mit dem Leben in Einklang bringt.

Derjenige sollte uns Vorbild sein, der die beste Ausbildung mit der höchsten Bildung in sich vereint. Das gilt für alle wahrhaft großen Menschen der Geschichte.

Ich nenne drei Beispiele: einen König, – einen Bauernsohn, – und einen aus dem niederen Adel. Alle drei große Soldaten, gute Patrioten – und souveräne Menschen.

In seinem 1769 unter einem Pseudonym an einen Professor in Genf geschriebenen, dann veröffentlichten Brief führt der König u. a. aus:

„Ich bin mit Ihnen der Ansicht, daß ein weiser Fürst seinen ganzen Fleiß daransetzen soll, nützliche und tugendhafte Bürger in seinem Staat heranzubilden. – – – Die Fülle großer Männer, die die griechische und römische Republik hervorbrachte, haben mich für die Erziehungsweise der Alten eingenommen und mich überzeugt, daß man bei Befolgung ihrer Methoden ein Volk heranbilden könnte, das gesitteter und tugendhafter ist als unsere modernen Völker. – – – Die Erziehung, die der Adel erhält, verdient von einem Ende Europas bis zum anderen Tadel. – – – Im Vaterhaus schadet die blinde Elternliebe der notwendigen Zucht der Kinder. Besonders die Mütter, die, beiläufig gesagt, ihre Ehemänner ziemlich despotisch regieren, kennen kein anderes Erziehungsprinzip als grenzenlose Nachsicht. – – – Die Eltern spenden dem Meisterstück, das sie in die Welt gesetzt haben, Beifall, und da sie fürchten, Verdruß möge der Gesundheit des neuen Phönix schaden, wagt niemand ihn zu tadeln. – – – Anscheinend sind die guten Deutschen der gründlichen Gelehrsamkeit überdrüssig geworden, die sie einst besaßen, und wollen jetzt so billig wie möglich zu wissenschaftlichem Ruf kommen. Sie nehmen sich ein Beispiel an einem Nachbarvolk – das sich mit Liebenswürdigkeit begnügt, und werden sehr bald oberflächlich werden. – – – Der Jüngling soll zum Fleiß erzogen werden, selber arbeiten lernen, verbessert werden, seine Arbeit noch einmal umändern. – – – Dann gewöhnt er sich durch wiederholtes Durcharbeiten an richtiges Denken und genauen Ausdruck. Anstatt diese Methode zu befolgen, füllt man das Gedächtnis der Jugend und läßt ihre Urteilskraft verrosten. Man häuft Kenntnisse an, aber ohne die nötige Kritik, die sie nutzbringend machen könnte. – – – Die Weichlichkeit der

ersten Erziehung macht die jungen Leute weibisch, bequem, faul und schlaff. Anstatt dem Geschlecht der alten Germanen zu gleichen, hält man sie eher für eine nach dem Norden verpflanzte Kolonie von Sybariten. Sie versinken in Nichtstun und Müßiggang, meinen nur zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit auf der Welt zu sein und glauben, daß Leute wie sie von der Pflicht entbunden seien, der Gesellschaft nützlich zu sein. Daher ihre Streiche, ihre Torheiten, ihr Schuldenmachen, ihre Ausschweifung und Verschwendung, die so viele reiche Familien hierzulande zugrunde gerichtet haben.

Ich gebe zu, daß diese Fehler ebenso den jungen Jahren wie der Erziehung zur Last fallen, – gebe auch zu, daß die Jugend mit geringen Abweichungen überall die gleiche bleibt, da in jenem Alter, wo die Leidenschaften am heftigsten sind, die Vernunft nicht immer die Oberhand behält. Trotzdem bin ich überzeugt, man könnte durch weise, männlichere und wenn es sein muß, strengere Zucht viele Söhne guter Familien vor dem Untergang retten. – – – Schließlich bin ich überzeugt, daß man aus den Menschen machen kann, was man will. Es steht fest, daß die Griechen und Römer eine Fülle großer Männer aller Art hervorgebracht haben und daß sie das der männlichen Erziehung dankten, die durch ihre Gesetze geregelt war – – – alles, was den Geist aufklärt, alles, was den Kreis der Kenntnisse erweitert, erhebt die Seele, anstatt sie zu erniedrigen. – – – Ich ärgere mich, wenn ich sehe, welche Mühe man sich in diesem rauhen Klima gibt, um Ananas, Bananen und andere exotische Pflanzen zum Gedeihen zu bringen, während man so wenig Sorgfalt auf das menschliche Geschlecht verwendet. Man mag sagen, was man will: der Mensch ist wertvoller als alle Ananasse der Welt."

Dieser wahrhaft königliche Mensch war das Produkt einer äußerst überlegten, vielseitigen und strengen Ausbildung – zugleich eignete er sich mit der Zeit eine die Jahrhunderte überstrahlende Bildung an.

*

Im März 1809 schrieb der auf den Tod erkrankte General Scharnhorst auf einen Zettel für seine Schwester, mit den einfachen Worten des niedersächsischen Bauernsohnes, in einem einzigen, kurzen Satz alles über Ausbildung und Bildung seines Lebens zugleich: „Meine Karriere ist ganz mein eigen Werk, vom zehnten Jahr an." Der Historiker Stadelmann bemerkt ergänzend hinzu: „Nur wer in seinem Aufstieg niemandem etwas verdankt, kennt diesen unerschöpflichen Vorrat an Überlegenheit über alle, die es leicht gehabt haben auf ihrer Bahn."

In einem an den Oberstleutnant Mecklenburg gerichteten Brief schrieb Scharnhorst: „Wer so eifrig wie Sie die Wahrheit sucht, wer ein so uneigennütziger Freund ist, wie Sie es sind, da verliert sich der gemeine Mensch – aber das ist eine Erscheinung." Und in einem anderen Brief noch sehr viel prägnanter: „Der Mensch ohne Bildung ist doch ein grausames Tier." Scharnhorst war schließlich zum Typus der „gebildeten Militärs" geworden.

Es hat im Abendland zwei große Schulsysteme gegeben, die in gleichem Maße der Ausbildung wie der Bildung dienten. Dies waren einige geistliche Orden, – die Dominikaner, die Franziskaner, die Benediktiner, die Jesuiten und nicht zu vergessen der Deutsche Ritterorden – und es war der deutsche Generalstab.

Die sehr strenge, ja oft spartanisch harte Ausbildung für den Dienst in den geistlichen Orden sowohl wie diejenige für den Offiziersnachwuchs des Generalstabes geschah nicht um ihrer selbst willen, sondern bewußt in jener Spannung von Denken und Handeln, die eine allgemeine Bildung erfordert und das ganze Leben erfüllt.

In den Orden sowohl wie im Generalstab wurden Männer erfaßt, die einer ganz bestimmten präzisen Anschauung der Dinge sich verschrieben hatten und nun diesen zu dienen bereit waren. Das war in gleichem Maße eine Frage der

Ausbildung und der Bildung – daher die außerordentlichen Resultate.

Von Scharnhorst zu Helmut von Moltke führt ein klarer, gerader Weg.

Moltke war genau das Gegenteil dessen, was eine uns Deutschen feindliche Propaganda aus dem deutschen Generalstäbler zu machen versucht hat, um unserem Volk etwas zu nehmen, was seine Stärke ausmacht.

Moltke war unter starken Einflüssen des Auslandes aufgewachsen. Einem Manne, der neben den Werken der deutschen Klassiker auch diejenigen von Homer, Sophokles, Shakespeare, Scott, Byron, Thomas Moore, Charles Dickens beherrschte, den Koran so gut kannte wie die Bibel – dem kann man die allgemeine Bildung nicht absprechen. Dem Manne aber, der topographische Reisen nach Kleinasien machte und dabei Montaigne's Essays in der Satteltasche mitführte, der in Kleinasien Lamartine's vierbändige „Voyage en Orient" mitschleppte und nach Petersburg und Moskau Madame de Staëls Memoiren, – von dem läßt sich schon fast sagen, daß er ein Bildungsfanatiker gewesen ist. Moltke war durch sein intensives Selbststudium, auf das er sein kärgliches Offiziersgehalt verwandte, schon in jungen Jahren ein universal gebildeter Offizier geworden – und vielleicht gerade deshalb wurde er ein so großer Soldat.

*

Das sind drei preußische und zugleich deutsche Beispiele zum Thema Bildung. Mancher Leser frägt vielleicht: warum gerade preußische Beispiele. Die Antwort liegt auf der Hand: weil sich aus der einstigen „typisch preußischen" Exaktheit vielleicht ein Teil des heutigen Spezialistentums entwickelt hat und weil es sich deshalb lohnt, daran zu er-

innern, daß gerade die größten Vorbilder des Preußentums mit klarem Bewußtsein den Blick auf die größeren Zusammenhänge des Wissens und Lebens gerichtet hielten.

Die Macht der Liebe

Die Liebe ist das Geheimnisvollste und Wesentlichste zugleich im Leben von uns Menschen. Was Liebe betrifft, sollte nur mit besonderer Liebe behandelt werden, denn es geht das Innerste des Menschen an und unser Sein im Kosmos.

Über das Leben schreiben und die Liebe nicht erwähnen, wäre unmöglich. Die Liebe als das aufzeigen, was sie wirklich ist, heißt, sehr ernste Forderungen aufstellen – und das ist ein unpopuläres Beginnen.

Es hat einmal ein kluger Mann gesagt, daß alles in diesem Leben sich um Geld und Liebe drehe. Ich bin der Meinung, daß der Besitz des Geldes letzten Endes auch stets nur aus Gründen der Liebe erstrebenswert ist und wir daher mit Recht behaupten können, daß nur sie allein die Triebfeder unseres Daseins stellt.

So verschiedenartig auch die außergewöhnlichen und wahrhaft schöpferischen Menschen gewesen sind, – im Leben jedes einzelnen von ihnen spielte die Liebe eine große Rolle: wo sie fehlt – oder zu fehlen scheint – ist uns das Leben unheimlich, weil unnatürlich.

Denken wir an Caesar, an Karl den Großen, an Cromwell, an Friedrich den Großen, Leonardo da Vinci, Rembrandt, Raffael, – an Beethoven, Napoleon Bounaparte, – an Goethe, Lord Byron, Richard Wagner. Ich müßte sie in diesem Zusammenhang eigentlich alle nennen – und die

wenigen, welche da übrig blieben, wären uns unverständlich und nicht sympathisch.

Tatsächlich ist das Schöpferische im Geist nicht von der Liebe zu trennen, denn es hat in ihr Motiv und Verpflichtung zugleich. Und zwar in der ganzen, der großen Liebe, die aus der des Körpers und der der Seele besteht und nur durch die Zweiheit wirksam ist.

Das größte Wunder dieser, unserer Welt ist und bleibt jene Kraft der Liebe, die das Leben schafft und vorwärts treibt – die alles erfüllt und doch nicht zu messen ist, die seit Urzeiten alle Menschen viel stärker leitete als der Verstand und – wenn auch oft von uns mißverstanden – höchste und letzte Weisheit verkörperte. Wir sind weit, wenn wir sie nur ahnen – wir sind der Vollkommenheit nahe, wenn wir an sie glauben und ihr dienen – von ihr zu wissen, wäre die Seligkeit.

Christus und alle anderen großen Verkünder Gottes waren Exponenten der Liebe und dadurch „zwischen Himmel und Erde" und von den Menschen als solche empfunden.

Noch wissen wir zu wenig von uns und dieser Welt, als daß wir mit einiger Bestimmtheit zu sagen vermögen, inwiefern die seelische Liebe ebenso tatsächlich ist wie die körperliche und vielleicht um Vieles wesentlicher.

Physiker, Mediziner und Philosophen werden diesem für uns Menschen größten und wertvollsten Geheimnis näher zu kommen trachten und die besten Theologen werden ihr Weltbild immer wieder von neuem mit ihrem Glauben in Einklang zu bringen haben, wenn sie nicht zu Pharisäern absinken wollen. Aber die letzte Erkenntnis wird niemals zu errechnen und zu erarbeiten sein – sondern den Triumph des Glaubens darstellen.

Je mehr die Menschheit in eitler Verblendung versucht klüger zu sein als die Natur – das heißt letzthin: Gott –

um so schneller wird ihr der sogenannte Fortschritt zum Verhängnis statt zum Glück. Weder Atombomben noch künstliche Befruchtung größten Stiles werden daran etwas ändern, denn Gott ist allemal stärker als die Menschen.

Es ist unbegreiflich, daß die Menschheit sich in -zigtausenden von Jahren relativ so wenig mit diesem tiefsten Thema ihres Seins forschend und erkennend befaßte. Mit welch geradezu erschreckender Oberflächlichkeit nimmt sie von der Existenz dieser eigenen Kräfte Kenntnis. Sie lebt von ihnen wie von nichts sonst – aber sie wertet sie nicht. Tausende von Forschern und Millionenheere von Arbeitern bemühen sich darum, das schnellste Fahrzeug zu schaffen oder die Bombe mit der vernichtendsten Wirkung, zehntausende von Missionaren reisen dauernd um die Erde, um die Zahl der getauften Menschen zu erhöhen – immer wieder müssen Millionen Menschen ihr Leben opfern, damit irgendwelche Grenzen der Staaten und damit des vermeintlichen Glückes verschoben werden können, – aber wer hat in tausenden von Jahren der Menschheitsgeschichte bewußt die Kraft der großen Liebe erprobt und zu erkennen versucht – jene Kraft, von der alles Andere abhängt. Verhältnismäßig sehr wenige Denker des Abendlandes, das sich weit besser dünkt als alle anderen – einige mehr in Asien. Viele von ihnen sind gerade deshalb, weil sie durch diese Kraft Außergewöhnliches zu tun vermochten, zwar zunächst vergöttert – dann aber gemordet worden. So sind die Menschen. Und keine Kirche hat sie je daran gehindert. Wehe, wenn diejenigen Kriege führen, welche vorgeben, für die Liebe zu kämpfen. Wir haben Inquisitionskämpfe bis in unsere Tage erlebt und wissen aus eigener Erfahrung davon Zeugnis zu geben. Denn der Schatten der Liebe heißt Haß.

Ganz besonders gefährlich – aber auch ganz besonders segensreich kann die Liebe zu Idealen sein. Sie macht die

Revolutionen. Christus entfachte in der Menschheit die Liebe zu ganz fest umrissenen Idealen und wurde dadurch zum größten Revolutionär. Er hob die Antike aus ihren Angeln und die Kämpfe, die seine Ideen auslösten, haben Jahrhunderte hindurch unsagbar viel Blut und Tränen gefordert.

Danton und Robespierre rissen von neuem den Boden auf. Wenn wir von ihnen sprechen, denken wir zunächst an den furchtbaren Haß, den sie auslösten. Aber auch ihr Motiv war die Liebe, eine fanatische Liebe zu den Unterdrückten, – zu einem freien Frankreich, zu den Menschenrechten. Die Liebe zu Frankreich war es auch, die den Korsen antrieb, weit über sich hinaus zu wachsen und fast unmögliches von seinen Soldaten zu verlangen – und mit ihnen zu erreichen. Die Liebe zu einem neuen, glücklicheren und freieren Deutschland war es, die unsere Soldaten im Zweiten Weltkrieg befähigte, ganz Europa im Sturm zu nehmen und immerhin über vier Jahre zu halten, großzügig und ohne Haß zu sein den Feinden gegenüber und eisern im Glauben an die gerechte Sache. Allein die Liebe zu Deutschland ist es, die uns das angebliche Wunder des deutschen Wiederaufbaues vollbringen läßt. –

Jeder von uns weiß, daß die Liebe zu den Eltern seine Jugend bestimmte, – daß aus ihr die Liebe zur Heimat und zum Vaterland wurde, daß er damit in der Tradition steht und ein großes Stück Weges sich erspart. Sie hat zu allen Zeiten unsagbar viele Opfer verlangt aber auch das Glück der Menschen um Vieles erhöht.

Wer wollte sagen, ob die seelische oder die körperliche Liebe den Menschen mehr Glück gebracht hat. Es ist falsch, sie gegeneinander abzuwägen, denn sie sind letzthin doch wiederum ein Ganzes, nämlich: der Mensch. Wann immer der Mensch mehr war als die Materie, konnte er dies nur aus Liebe sein. Aus Liebe zu Gott und den

Menschen. Denn: wir beten an die Macht der Liebe! – Wie sonst könnten Generationen die gewaltigsten Pyramiden, prächtigste Schlösser und riesenhafte Befestigungswerke, himmelstürmende Dome gebaut haben. Wie sonst hätten sie immer wieder alles in Kreuzzügen und Entdeckungsfahrten geopfert. Wie sonst hätten Millionen sich immer von neuem den strengsten Disziplinen zu unterwerfen vermocht – sei es als Geistliche, Arbeiter oder Soldaten, Beamte oder Künstler – oft härteste Entbehrungen freiwillig auf sich nehmend, statt sich den Versuchungen des Lebens hinzugeben. Nur aus Liebe. Liebe zu etwas, das mehr ist als dieses Dasein. Dem einen ein Götze, dem anderen Gott. Allen aber Ziel des Glaubens und der Hoffnung, ewige Sehnsucht der Menschen.

Nur durch diese geheimnisvolle Kraft der Liebe ist der Mensch – wenn er nur will – der Materie überlegen und damit Gott näher. Seine Vollkommenheit in ihr ist der Sinn seines Lebens, das Geheimnis der Entwicklung und des Fortschritts. In diesem Zusammenhang ist das Leben nicht mehr Zustand allein, sondern auch Aufgabe.

Es ist eine Frage der Liebe, daß der Einzelne auf Vieles verzichtet, um das Leben für alle erträglicher zu gestalten. Liebe fordert daher vor allem Disziplin. Jene Zeiten, die sich der Liebe verschrieben, waren die eigentlichen Sternstunden der Menschheit. Damit ist nicht gesagt, daß sie für diese Generationen die glücklichsten waren, jedenfalls nicht in materieller Hinsicht. Aber es wird kein ehrlicher Mensch bereuen, in einer wahrhaft großen Zeit gelebt zu haben. Auch wenn sein Leben noch so schwer gewesen ist.

Wir Deutsche dieser Zeit wissen aus Erfahrung, was Liebe ist und was Haß bedeutet in dieser Welt. Wir haben die Liebe unseres Volkes im Spiegel des Hasses unserer Gegner erst recht erkennen gelernt. Wir wissen, daß Haß

nur immer Böses im Gefolge hat – während Liebe am Ende immer Sieg bedeutet.

Das Motiv, aus dem heraus ich handle, ist wesentlicher als der zunächst sichtbare Erfolg, den ich erstrebe. Der Wert eines Sieges ist relativ, der Wert des Motives aber bleibt konstant. Wenn ich aus reiner Liebe handle, werde ich niemals schlecht gehandelt haben. Allerdings bedarf es eines hohen Grades von Disziplin und Vollkommenheit, sich selbst so weit beurteilen zu können, denn die Selbsttäuschung ist eine gefährliche Versuchung. – Dies gilt im Großen für ein Volk und die Menschheit wie im Kleinen für den einzelnen Menschen.

Nie zuvor hat unser Volk auch nur annähernd soviel Kameradschaft aus Nächstenliebe, soviel Opfergeist aus Vaterlandsliebe und solchen Heldenmut aus Liebe zu seinen höchsten Tugenden erlebt und gezeigt als in diesem letzten Kriege. Darum war auch die größte Katastrophe nicht in der Lage, uns zu erledigen und wir wurden nicht – wie der Feind es wollte – zum Opfer seines Hasses.

Oft haben wir während des Krieges gezeigt, daß es nicht der Haß ist, der uns leitet. Deutschland lehnte gleich zu Beginn des Krieges offiziell den Gaskrieg ab und verhinderte dadurch das Allerschlimmste. Stätten besonderen kulturellen Wertes wie Paris, Florenz, Rom, Monte Cassino haben wir weder beschossen noch bombardiert, auch wenn dies aus strategischen Gründen nachteilig war. Hitler hat mehrfach während des Krieges durch faire Angebote Frieden zu schließen versucht. Erst als er sich deshalb nur verhöhnt sah, wurde er der Mann des totalen Krieges.

Andererseits war es eine vorbildliche Liebestat, daß Angehörige von Völkern, die eben noch gegen uns Krieg geführt hatten und die in giftigster Weise verhetzt worden waren, gleich nach dem Krieg in Massen Lebensmittel in das leidende Deutschland schickten –

das wird sich einst für jene Völker als wertvoller erweisen als alle Demontagen.

Doch, Liebe fordern im Leben der Menschen heißt auch zugleich Disziplin verlangen und Opfer. Haß predigen hingegen bedeutet an das Negative im Menschen apellieren, der Zuchtlosigkeit, Auflösung jeder Ordnung und dem Unglauben freie Bahn geben. Darum ist es viel leichter, Haß zu säen. Haß aber kann nur einreißen, es wird niemals eine schöpferische Leistung geben, die aus Haß geboren wurde.

Napoleon Buonaparte hat einmal gesagt, er habe viel geliebt – aber niemanden so sehr wie Frankreich. Diese Feststellung besagt alles über das Rätsel seiner unerhörten Erfolge sowohl wie die Tragik seines Schicksals. Ohne diese Liebe würde ihm Frankreich nie gefolgt sein. Sie allein garantierte ihm alle Siege und jene unwahrscheinlich zähe Anhänglichkeit des Volkes bis in die größte Katastrophe hinein – wieder aufflammend während der hundert Tage. Erst erlöschend als der Kaiser auf dem Schlachtfeld von Waterloo wie ein Toter kämpft. „Der Kaiser sieht alles – und scheint nichts zu sehen. Sein Gesicht ist schläfrig, unbeweglich wie in lethargischem Schlaf", beschreibt ihn Mereschkowskjy in der Schlacht von Waterloo. – Und wenige Seiten weiter sagt er, das ganze Genie Napoleons enthüllend – und damit die Macht der Liebe aufzeigend –:

„In Napoleon, dem Menschen, lebt der größte Gedanke der Menschheit: der Weltfrieden, der Bruderbund aller Völker, das Reich Gottes. Mag er auch nicht wissen, wie er diesen Gedanken in die Tat umsetzen soll; mag er durch die Hölle ins Paradies gehen und in der Hölle stecken bleiben, – dennoch bleibt sein Gedanke der größte, und der Sieg, den Wellington und Blücher über ihn davongetragen haben, ist die Besiegung der menschlichen Vernunft durch den Unsinn. Waterloo hat die Geschichte der Welt entschieden, und wenn diese Ent-

scheidung eine endgültige ist, so hat die Welt Napoleon den Menschen nicht verdient, sondern nur den menschlichen Kot – ‚merde'."

Doch die Welt hat nicht nur dieses Waterloo erlebt.

Ähnlich war und wird immer die kometenhafte Laufbahn aller wirklich Großen der Geschichte sein. Ausschlaggebend in ihrem Leben ist – weit mehr noch als bei anderen und dies unterscheidet sie von den anderen – die dynamische Kraft der Liebe, jenes Übermaß an Spannung, das nach Ausgleich drängt – alle anzieht, die schwächer sind und gehalten sein wollen – jenes Rätselhafte in und zwischen uns, das unser eigentliches Leben ausmacht.

Es scheint, als ob die Masse der Menschen mehr die Eigenschaften einer Frau hat als diejenigen eines Mannes. Nur ein alterndes, zurückgehendes Volk wird diese Eigenschaften verlieren und indifferent werden. Unverbrauchte Völker werden sich gerne von vorbildlichen Persönlichkeiten führen lassen, denn sie haben die Kraft des Vertrauens in sich, welche die Antwort ist auf die dem Volk gezeigte Liebe.

Am feinsten aber reagiert diese Kraft der Seele im direkten Verkehr zwischen Mann und Frau. Hier unterscheiden sich die Pole am klarsten und natürlichsten. Je schwächer diese Kraft wird, um so geringer ist die Spannung zwischen den Polen, um so gleichgültiger werden sie einander und um so mehr entfernen sie sich beide vom eigentlichen Leben. Nur wenn und solange das Verhältnis der Geschlechter zueinander der gottgewollten Ordnung dieser Welt entspricht, ist es für die Menschen selbst und für diese Ordnung ein Segen. Die Forderungen dieser Ordnung zu erkennen und ihnen entsprechend zu leben – der Schlüssel dazu ist die Liebe.

Unser modernes Leben aber – soweit es dem Luxus des sogenannten Fortschritts im Rahmen der Mode, der Tech-

nisierung und der Vermaterialisierung im Ganzen verfällt – leistet der Neutralisierung der Menschen und damit ihrer Abkehr von der Natur Vorschub und muß – auf die Dauer gesehen – eine allgemeine Degeneration zur Folge haben, die nichts als Untergang bedeutet. – Zeitungen, Sender, Filme und eine Flut von billigen Büchern behandeln heute fortgesetzt das Thema Liebe. Fast die gesamte Reklame benutzt dieses Thema, um sich Gehör zu verschaffen. Das größte, geheimnisvollste, interessanteste und auch ernsteste Thema unseres Daseins wird geschäftstüchtig ausgewalzt. Tag für Tag und Jahr für Jahr, in steigendem Umfang und immer schamloserer Weise. Und nur, damit verhältnismäßig sehr wenig Menschen daraus Geld machen können. Gewiß gibt es Kräfte auch in der Presse, auch im Funk, auch im Film und in der Literatur, die sich tapfer gegen diese Flut stemmen – jedoch „der Gran von Schlechtem zieht des edlen Wertes Gehalt herab in seine eigne Schmach".

Viele Hundertmillionen Menschen, vor allem in Indien, dem Orient und Ostasien sind von dieser Oberflächlichkeit noch weit entfernt und nehmen das Leben viel ernster als wir im Abendland oder gar viele in der Neuen Welt. Sie sind infolge ihrer Bescheidenheit vor Gott dem Materialismus gegenüber unbestechlicher. Das „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" ist in der Praxis der zivilisierten Welt durch das „der Zweck heiligt die Mittel" verdrängt worden und wird wohl im Rahmen der bisherigen Ordnung dieser Völker keine Wiederauferstehung erleben.

Heute mag es oft so scheinen, als sei die Liebe nichts als ein Ding der Gazetten und Paragraphen. Was versuchen diese törichten Menschen aus den wertvollsten Gütern dieser – ihnen gegebenen – Welt zu machen? Nichts würde übrig bleiben von dem, das Faust uns nennt:

„Schau' ich nicht Aug' in Auge dir
und drängt nicht alles
nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
nenn es dann, wie du willst.
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen dafür!
Gefühl ist alles:
Name ist Schall und Rauch,
umnebelnd Himmelsglut."

Handle aus Liebe nur! Aber was soll geschehen, wenn die Liebestat, die wir dem einen zugedacht haben, dem anderen zum Verhängnis werden müßte. Ist nicht etwa jede gute Tat zugleich auch eine schlechte – und wem stünde es zu urteilen zu, was gut ist und was schlecht. – So bleiben wir im Menschlichen verhaftet, nicht wissend, sondern nur ahnend, immer von neuem auf die Probe gestellt. Auf daß den rechten Willen wir beweisen und mit Liebe tun, was unser Herz uns sagt.

*

Ich habe nur zaghaft zu diesem Kapitel des Buches die Feder ergriffen. Es ist vielleicht das wesentlichste und durfte nicht fehlen. Ein Wort zu viel ist gerade in Fragen der Liebe gefährlicher als ein ganzes Kapitel zu wenig. Man soll eine klassische Symphonie nur selten hören, sich ihr dann aber ganz hingeben können.

Ist nicht die Liebe einer Symphonie vergleichbar, ist sie nicht die Symphonie des ewig Lebendigen in uns?

Es gibt nichts, was so viel Zurückhaltung erfordert, wie das tiefe Problem der Liebe – darum läßt sich am Verhalten der Menschen in diesen Fragen auch am leichtesten ihr

Charakter erkennen. Vieles gibt es, das man wohl tun, aber niemals besprechen sollte.

Doch damit erreiche ich die Grenze dessen, was ich anstandshalber, aus Gründen des Taktes – und der Liebe wegen – sagen darf und ich möchte nicht gegen das eigene Gesetz verstoßen. Denn es ist doch so: wir beten an die Macht der Liebe.

Idealismus und Genie

Immer sind es große Ideen gewesen, von denen die Welt vorwärts getrieben wurde. Sie sind es, die Revolutionen auslösten – Armeen marschieren – und ganze Völker wandern ließen. Ihnen verdanken wir letzthin alles Glück – und alles Unglück. Wollen wir sie deshalb schmähen, weil sie uns nicht ausschließlich Glück gebracht haben? Das wäre töricht, denn wir wissen letzten Endes kaum, was wirklich unser Glück ist – und wir fürchten unser Unglück ohne daran zu denken, daß Glück und Unglück zueinander gehören. Wie ein kraftvoll gewachsener Baum immer schön bleibt, ob die Sonne ihn bescheint oder ein Schatten der Wolke über ihn hinwegfegt oder der Sturm in ihn einbricht: so bleibt unser Leben doch sinnvoll, wenn wir es zu tragen wissen, wie es das Schicksal befiehlt.

„Der Tod, meine Herren" – so sprach Friedrich der Große am Schluß seiner Gedächtnisrede für den Prinzen Heinrich –, „ist uns allen beschieden. Wohl denen, die mit dem tröstlichen Bewußtsein sterben, daß sie die Tränen der Überlebenden verdienen!"

Wer anderes aber könnte sie verdienen als derjenige, der nicht für sich, sondern eben für seine Mitmenschen lebte – dessen Leben im Dienste aller stand, insbesondere seiner

Familie und seines Volkes. Wer aber würde diesen Dienst auf sich nehmen und viel von seinem Leben opfern, wenn er nicht wüßte warum. So steht die Idee zwischen allem, was das Leben ist – und dem, was der Tod einleitet.

Das Leben ist unser Sinn und unsere Aufgabe, denn es ist Teil einer gewaltigen Entwicklung, die vorwärts drängt. Bogislaw von Selchow sagt: „Den aber trifft des Schicksals voller Fluch, der tatlos lagert auf dem Weg von gestern." Gewiß, dieses „vorwärts" kommt aus der Urkraft Liebe – ihre Sprache aber sind die Ideale, denen wir uns verschreiben.

Unsere Generation hat vielleicht mehr als frühere und vielleicht auch mehr wie spätere darüber etwas aus eigener Erfahrung zu sagen. Wir waren Zeugen zweier größter Kraftanstrengungen unseres Volkes. Unser Lebensweg führte mehrmals durch grelles Licht – und tiefe Schatten großer Ideen. Manche wurden von dem Licht geblendet – andere durch den Schatten erschreckt. Auf das Urteil des Augenblicks kommt es nicht an. Die gleiche Idee kann heute gut und morgen böse gelten. Große und umwälzende Gedanken sind vielleicht beides zugleich: wo sie etwas stürzen, tun sie unvermeidlich auch Unrecht, nur wo sie gestalten, wirken sie Recht. Alles Revolutionäre schafft Neues: neues Licht, neuen Schatten.

Die Katakomben des alten Rom berichten von der Grausamkeit der ersten Christenverfolgungen; die Märtyrer der Kirche waren stolze und unerschrockene Kämpfer einer neuen Ideenwelt, die so ganz geistig erschien und gewaltlos: und doch hat sie sich später auch ganz anders in das Buch der Geschichte eingetragen. Von den Sachsenkämpfen bis zu den Annalen der spanischen Inquisition – eine schier endlose Spur von Gewalt und Grausamkeit. Als Martin Luther kam, träumte er wieder von einem Reich Gottes auf Erden – und brachte den Deutschen zunächst

Jahrzehnte von Blut, Not und Elend. Der Sturm auf die Bastille war das Fanal zu unübersehbaren Massenmorden der französischen Revolution. Während der ersten Jahre der kommunistischen Revolution in Rußland wurden Millionen Menschen gemordet, ganze Stände ausgerottet, weil sie den neuen Ideen im Wege waren. Der Kampf um eine neue Ordnung in Deutschland während der Jahre 1918 bis 1923 kostete zehntausenden von Menschen das Leben, insbesondere während der Rätezeit in Bayern, während des Kapp-Putsches und während der Befriedungskämpfe im Rhein- und Ruhrgebiet, im Bezirk von Halle und in Oberschlesien. Die nationalsozialistische Revolution kostete – wie manche andere zuvor in anderen Ländern – sehr vielen Juden und deren Anhängern das Leben. – Nach den genauen Berechnungen des Pater E. J. Reichenberger sind am Schluß des Zweiten Weltkrieges und während der unmittelbar folgenden Jahre „mindestens dreimal soviel" Deutsche von Feinden Deutschlands abseits der Kriegshandlungen ermordet worden und zwar auf eine Art und Weise, die in mancherlei Beziehung noch grausamer war als das, was über Konzentrationslager Himmlers von den Gegnern berichtet worden ist. – Die großen Ideen, einmal entfacht, lassen nicht locker. Sie wühlen alles auf und bringen ganze Völker in Bewegung. So kam es im Zuge der Kriege, die auch nur Revolutionskriege waren, zu gewaltigen Völkerwanderungen und auch diese kosteten Millionen von Menschen das Leben. Aber weit mehr als eine Milliarde Menschen sind wach geworden und gehen daran, eine neue Zeit zu bereiten.

„Und großartig erneuen Jahrhunderte wieder den Kreislauf - - - Schau, wie das Weltall bebt in schwerer umlastender Wölbung." (Vergil)

Als das Volk von Paris nach Versailles zog, um den König herauszufordern, da wurde auf dem Marsch dorthin

ein einfaches Lied – von Mund zu Mund und von Herz zu Herz weitergereicht – zur Parole aller. „Es geht auch so", war der Refrain dieses Liedes, das dann bald in den weiten Hof und gegen die unzähligen, großen Fenster des prächtigsten aller Schlösser brandete. Das war der Beginn jener Ideen, derentwegen dann allmählich ganz Europa in Bewegung geraten ist. Mit denen Napoleon Buonaparte seine Armeen aus dem Boden stampfen konnte, die ihn bis Alexandria und bis Moskau führten und am Ende wie einen Helden auf St. Helena sterben ließen.

Als Leutnant hatte er, damals noch völlig unbekannt, über einen genialen Menschen geschrieben: „Genies sind Meteore, bestimmt zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten". Die Idee war schon in ihm. Sie hieß Schicksal. „Dieu me l'a donnée; gare á qui la touche!" „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie berührt!" Mit diesen Worten setzte er sich später in Mailand die lombardische Königskrone aufs Haupt, der Leutnant der Artillerie, der Consul.

Als Hitler ganz Europa erobert hatte und sowohl in Ägypten wie vor Moskau stand, sagte Dr. Goebbels im Laufe einer Unterhaltung über die Kriegslage: „Wenn er wirklich der ist, für den wir ihn alle halten, dann wird sein Ende eine Katastrophe sein – das gehört zum Genie."

Wir erschraken über dieses Wort – und er, der es laut gedacht hatte, vielleicht auch. Aber wahr blieb es doch.

*

Die Zeit unmittelbar nach der Katastrophe von 1945 war naturgemäß Idealen abhold. Der Idealismus des deutschen Volkes war über das äußerste Maß in Anspruch genommen und dann durch die Ereignisse furchtbar enttäuscht worden. Das mußte zu einer Krise des Idealismus

führen und die Restauration des Materialismus zur Folge haben. Man beendete zwar nach der Sättigung der ersten Leidenschaften die Demontage deutscher Fabriken, in geistiger und ideeller Beziehung aber wurde die Demontage deutscher Werte in einem Umfang und mit einer Konsequenz fortgesetzt, wie sie bisher noch nie und nirgends so planmäßig versucht worden ist. Ob wir uns davon erholen können, ist noch nicht entschieden. Wir haben in diesen Jahren dem seelischen – und damit letzten Endes auch dem biologischen – Tod unseres Volkes ins Angesicht schauen müssen und wir wissen heute nicht, ob er wirklich vorübergehen wird. Denn die Lebensfragen einer Nation sind nicht nur Produktion und Export, sondern Ziele und Ideen, an denen sich der Lebenswille entfacht.

Am 28. Dezember 1774 schrieb der König von Preußen an Voltaire:

„Die Zeitalter, wo die Völker einen Turenne, Condé, Colbert, Bossuet, Bayle und Corneille hervorbringen, folgen nicht dicht aufeinander. Von solcher Fruchtbarkeit war die Zeit des Perikles, des Cicero, Ludwig XIV. Zu derartigem Aufschwung müssen die Geister durch alles vorbereitet werden. Es ist gewissermaßen eine Kraftanstrengung der Natur, eine Vergeudung ihrer Fruchtbarkeit wie ihres Überflusses, von der sie sich wieder erholen muß. Kein Herrscher kann zur Heraufkunft einer so glänzenden Epoche etwas beitragen. Die Natur selbst muß den Genies ihren Platz in der Welt derart anweisen, daß sie ihre Begabung in ihrer Lebensstellung auswirken können. Oft stehen sie am verkehrten Fleck, und ihr Same erstickt und bleibt fruchtlos."

Sicher werden den Deutschen die Genies auch in Zukunft nicht fehlen – aber wird unser Volk noch der Boden sein, auf dem ihre Ideen fruchtbar werden können? Das ist die Frage, die künftige Generationen zu beantworten haben.

Als ich seit Jahr und Tag ganz abgeschlossen von der Außenwelt als Gefangener lebte – nicht ahnend wie lange dieses Dasein noch währen würde –, habe ich meinen Kindern wie folgt geschrieben – auf daß sie wüßten, wie ihr Vater denkt und was er will; welcher Glaube ihn hält und wie er dazu kam. Ich hatte damals keine andere Möglichkeit mit ihnen zu sprechen und ich meinte, dies müsse gesagt werden – auf alle Fälle:

„Meine lieben Kinder, – – –

was wir ehrlich sagen, sind wir selbst – nicht mehr und nicht weniger. Ich lege alles darein: meine volle Erfahrung eines wahrhaft revolutionären Lebens – meine ganze Sehnsucht nach dem Reich der Deutschen – meine Liebe zu Euch, meinen Kindern – und meinen Glauben an den Allmächtigen.

Natürlich ist das Gesagte lediglich meine Meinung. Aber hinter ihr steht nicht nur ein zwischen Krone und Kerker bewegtes Leben, sondern der Geist, der sich den Fahnen einer neuen Zeit gegen die Fetzen des tatsächlich und für immer und mit Recht Vergangenen verschrieben hat.

Ich habe das Ziel meines Lebens erkannt und viel getan es zu erreichen – aber ich bin noch weit davon entfernt. Dieser Kampf macht gläubig und bescheiden...

Euer Verhalten, Euer Benehmen werdet Ihr stets nach Euren Rechten und Pflichten zu richten haben. Eure Pflichten sowohl wie Eure Rechte sind durch zweierlei bestimmt und zwar in besonderem Maße – durch Eure Herkunft und durch Eure Erziehung. Man könnte auch sagen: durch Geburt und Umwelt, durch Vergangenheit und Gegenwart, – denn aus diesen muß die Zukunft werden. Eure Rechte sind um so berechtigter, je mehr Ihr Euren Pflich-

ten entsprechend lebt. Eines ist vom Anderen – keines aber ist vom Beifall abhängig...

Das heißt, daß Ihr so leben müßt, wie es die Besten Eures Volkes von Euch auf Grund Eures Namens erwarten. Euer Ziel soll daher stets sein, einst zu den Besten zu zählen. Die Besten werden nicht immer die Erfolgreichsten sein, – manchmal jedoch die Angesehensten, – stets aber die den großen Idealen der Menschheit, ihrem Volk und Vaterland Treuesten...

In dieser so weitgehend dem Materialismus verfallenen Welt seid Ihr es Eurer Herkunft und Euch selbst schuldig, Idealisten zu sein. Ideale sind wie helle Sterne am dunklen Himmel, sie weisen uns den Weg und halten die Hoffnung aufrecht. Der Idealismus ist die Gnade der großen Dinge."

Man mag daraus lesen, was ich meinen Kindern wünsche. Im Grundsätzlichen wird es kaum Anderes sein als das, was viele deutsche Männer ihren Kindern wünschen. Und manche in der weiten Welt.

*

Wenn ich meinem Kind beibringe, daß das Leben nur aus Essen und Trinken, Schlafen und Verdienen besteht und daß – als logische Folge davon – es lediglich darauf ankommt, irgendwie reich zu werden, um eben gut essen und trinken und bequem schlafen und verdienen zu können, – dann muß ich mich nicht wundern, daß dieses Kind – wie ein junges Tier, das auch nichts anderes und nicht mehr vom Leben erfährt, seine Eltern bald nicht mehr kennt – nämlich von dem Augenblick an, in dem es erfährt, daß es besser allein ißt und trinkt und mit anderen schläft und verdient.

Wir haben an vielen Beispielen gesehen, daß die Kinder besonders erfolgreicher Menschen oft zu Versagern wurden. Sie haben wohl den Erfolg ihres Vaters erlebt – er ist

zum Bestandteil ihres Lebens geworden – aber sie waren noch nicht geboren oder viel zu klein, um den Kampf miterleben zu können, der diesem Erfolg vorausgehen mußte. Daher wuchsen sie mit der Ansicht auf, daß dieser Erfolg mehr oder weniger von selbst kommt, wenn man nur „an ihn glaubt". Sie lernten den Erfolg als solchen geradezu vergöttern, weil ihre ganze Familie und ihr ganzes Leben ihnen ohne diesen Erfolg des Vaters nichts zu sein schien. In dem Maße wie sie den Erfolg als solchen überschätzten – unterschätzten sie den Wert der Arbeit und des Kampfes und damit all der Tugenden, die daraus den Erfolg werden ließen. So mußten sie das Gegenteil des Vaters werden und versagen. Bis eines erfolgreichen Mannes Kinder in der Lage sind selbständig zu denken, ist er selbst oft über die entscheidenden Jahre des harten Daseinskampfes längst hinaus. Von diesen spricht er nicht gern, weil er – ganz falscher Weise – ungern zugibt, woher er kam und daß einmal alles anders war. „Der Vater hat Glück gehabt", heißt es dann, – oder „er hatte eben den Mut, das Glück auf die Probe zu stellen" und derlei Unsinn mehr. In Wahrheit ist zähester Fleiß und Selbstdisziplin in jeder Hinsicht in weit stärkerem Maße das Sprungbrett zu wirklich großen Leistungen gewesen als alle noch so klugen Gedanken oder gar das trügerische Glück. Diese Einsicht ist denen aber, denen das Leben bequem gemacht wurde, viel zu lästig. Und so kommt es dann zu jenen Typen junger Söhne von großen Industriekapitänen, die glauben, nur „repräsentieren" und „etwas riskieren zu müssen", die „das Geld arbeiten lassen" wollen und sich lieber „vom richtigen Riecher" leiten lassen – anstatt immer und immer wieder „zu erwerben", was sie „besitzen" wollen.

Die Schuld daran liegt meist bei den Eltern. Sie haben nicht den Mut ihrem Jungen zuzutrauen, durch was sie selbst einst groß geworden sind. Aus lauter Furcht davor,

daß er dabei scheitern könnte, bewahren sie ihn vor dem Kampf des Lebens – und opfern ihn einer für ihn schließlich hoffnungslosen Situation. Denn nur in diesem Kampf kann er lernen, daß es um mehr geht als um materielle Dinge. Nur in dieser Auseinandersetzung mit dem Leben kann er erkennen, wie unendlich schwer es ist, aus der Masse herauszuwachsen. – Männer, die ganz aus sich heraus – also ohne besondere Erziehung – zu Macht und Ansehen kamen, wissen oft nichts Anderes ihren Kindern zu sagen als: „Tut es wie ich"! Das aber genügt nie, denn der, der das sagt, ist zu der Zeit, in der er es sagt, nicht mehr derselbe wie derjenige, der er in der Zeit seines aufbauenden Schaffens gewesen ist. Vielleicht wird er seinen Kindern den äußeren Ablauf seines Lebens schildern können, obwohl auch das nicht einfach ist, weil die Sprache der Jugend stets eine andere ist als diejenige der Alten. Wer aber kennt die eigentlichen Beweggründe seines Handels so gut, daß er sie – frei von eigenen und anderen Tendenzen – vertreten könnte?

Nur der letzthin auf sich selbst gestellte junge Mensch wird das in ihn gesetzte Vertrauen der Eltern erwidern können. Er wird sich scheuen, seine Eltern zu enttäuschen und dies wiederum wird ihm oft im Leben den inneren Halt geben. Vertrauen beruht immer auf Gegenseitigkeit. Ein Vorbild braucht das Kind nur dann, wenn es zu kämpfen hat. Das natürlichste Vorbild werden ihm stets die Eltern sein. Wird ihm die Erfahrung dann zum Beweis, so entwickelt sich aus dieser Wechselwirkung die größte Anhänglichkeit an das Elternhaus. Vor allem entsteht daraus aber wiederum jene der Materie gegenüber souveräne Lebensauffassung, die von Generation zu Generation fortwirkend unser Dasein eigentlich verständlich und segensreich werden läßt.

*

Friedrich der Große hat seinen Vater gefürchtet und zeitweise verachtet. Wenn wir heute lesen, was dem Kronprinzen angetan wurde, so möchten wir den alten König einen Barbaren schelten. Er prügelte ihn vor allen Offizieren, er strafte ihn mit geradezu sadistischen Methoden – und es fehlte nicht viel, dann hätte er ihn – wie Katte – erschießen lassen. War das das Benehmen eines Königs von Preußen? Es war die Sorge um den Staat und die Angst vor dem Gedanken, daß ein frankophiler Weichling den Thron der Hohenzollern besteigen könnte. Zweifellos ist aus dieser äußerst harten, ja grausamen Erziehung jener Mann hervorgegangen, der sich und anderen gegenüber diszipliniert genug war, gegen viele übermächtige Feinde die politischen Voraussetzungen für Deutschland zu schaffen. Dazu gehörte ein Übermaß an Zähigkeit, Opferbereitschaft und Zielbewußtsein. Sie waren das Resultat jener Jahre schwerster innerer Kämpfe – als er gezwungen wurde zu erkennen, daß wir nicht da sind, das Leben zu genießen, sondern unsere Pflicht zu erfüllen. Vielleicht glaubte Friedrich Wilhelm, daß er nur auf seine furchtbare Weise seinen Sohn zu dieser Auffassung erziehen könnte.

Letzten Endes wird darüber, ob wir als Väter und Mütter unsere Pflicht getan haben, erst entschieden, wenn unsere Kinder auf ihren eigenen Lebenskampf zurückblicken und wägend sagen können: meine Eltern haben mir die Kraft mitgegeben, zu leisten, was zu leisten war und mich dem Schicksal zu stellen.

Fideliter et constanter

Während ich schreibe, fällt mein Blick auf das goldgerahmte Ölbild eines jungen Mannes, das direkt über meinem Schreibtisch hängt – und wenn ich nur etwas

rechts zur Seite sehe, dann verharrt mein Auge auf dem Bildnis einer gütig dreinschauenden alten Dame. Das erste Bild zeigt meinen Urgroßvater, den späteren Fürsten Georg Wilhelm zu Schaumburg-Lippe – das andere meine Urgroßmutter Sachsen-Meiningen, eine Prinzessin aus dem kurhessischen Hause.

Beide Bilder sind bedeutende Kunstwerke, das erstere ist von Tischbein gemalt. Beide haben auch einen familienhistorischen Wert für uns. Was sie mir aber so sehr verbindet, ist etwas Anderes.

Sie strahlen eine unendliche Ruhe aus. Sie geben Sicherheit und Unabhängigkeit. Sie erinnern an das Vorhandensein ewiger Werte. Sie tun mehr als manche Altäre und sind doch so sehr menschlich.

Ich lese in Hans Domizlaffs „Es geht um Deutschland":

> „Es gibt kaum noch Treu und Glauben mehr; die wenigen Zeugnisse edler Menschlichkeit wirken wie anachronistische Parodien auf ein verlorenes symphonisches Kunstwerk."

Ich habe etliche Bekannte und Verwandte, bei denen die Erinnerung an alte Zeiten nichts als Sehnsucht und die Hoffnung auf eine Restauration auslöst. Das ist meine Meinung garnicht: nie wieder werden wir in Postkutschen reisen. Aber ich habe das Gefühl, treu sein zu müssen, so wie die da waren – nicht so sehr Menschen oder einem System – sondern einer ganz bestimmten, integeren Lebensauffassung gegenüber – in deren Mittelpunkt die Treue selbst steht.

Jene Treue nämlich, welche die Anhänglichkeit ist, die wir als Menschen dem Göttlichen in und um uns gegenüber haben. Jene Treue also, die uns mit dem Überzeitlichen verbunden hält und darum das Mark der Ehre genannt werden kann, weil sie uns vor der Versuchung schützt. Jene Treue, welche sowohl die gute Tradition

ausmacht wie das Vertrauen in die Zukunft, weil eben „alles fließt".

Wir leben in einer Zeit, in der diese Treue geradezu verpönt wird. Mit ihr unlösbar verbundene Begriffe, die Jahrhunderte hindurch Richtschnur des Lebens waren, werden als veraltet erklärt und über Bord geworfen. Aber: kaum hat man sich ihrer entledigt, zwingt das Leben zur Umkehr, denn ohne sie geht es auf die Dauer nicht. Auch in unseren Tagen hat es sich erwiesen, daß der Staat von der Treue seiner Menschen abhängig ist, daß er nicht gleichzeitig solche ehren und bevorzugen kann, deren einziges Verdienst es war, ihren Treueid verletzt zu haben – wenn er zu eben derselben Stunde von anderen, oder gar von denselben, den Schwur auf seine Verfassung verlangt.

Der Treueid ist und bleibt die heiligste Verpflichtung des Menschen, ein Siegel der Treue. Es gibt keine menschliche Überlegung, die dazu berechtigt oder gar verpflichtet oder überhaupt möglich macht, einen einmal geleisteten Treueid einseitig zu lösen. Man kann sehr wohl den Menschen zum Vorwurf machen, daß sie einen bestimmten Eid nicht hätten leisten dürfen – wenn sie ihn aber geleistet haben, sind sie unter allen Umständen daran gebunden, denn gerade dieses „unter allen Umständen" ist es, weshalb sie ihn leisteten, was seine Bedeutung ausmacht und was man seit jeher als höchste Verpflichtung ansieht. Es gibt keine menschlichen oder gar politischen Erwägungen, und mögen sie noch so klug erscheinen, die einen solchen Eidbruch rechtfertigen.

Das Verwerflichste aber ist sicherlich, wenn einer seinen Eid um eigener Vorteile wegen bricht, wenn er sich also seine Treue abkaufen läßt. Auch das hat es gegeben...

Im Zeitalter des Materialismus ist die Herrschaft des goldenen Kalbes über uns gekommen und hat sich gegen alles gestellt, was nicht käuflich ist. Zu Zeiten Kaiser Wil-

helm II. fing sie an, Teile des deutschen Adels langsam aber sicher auszuhöhlen. Solange noch die alte, kaiserliche Armee bestand mit ihrem Ehrenkodex und ihrem Treuebegriff – solange gab es einen Halt dagegen. Aber jene paar hundert Matrosen des November 1918 waren stärker und die wollten weder von der alten Ehre, noch von der alten Treue etwas wissen. Den verdienstvollen Soldaten der Reichswehr gab die Weimarer Republik keine Orden, sondern goldene Uhren – statt Zeichen der Treue und der Ehre – Zeichen der Zeit.

Die so laut gepriesene Freiheit äußerte sich in einer Zuchtlosigkeit, wie man sie in deutschen Landen bis dahin für undenkbar gehalten hatte. Aber Reste des preußischen Beamtentums und das Offizierskorps der Reichswehr, Teile des Adels und bestimmte Patriziergeschlechter konnten der entfesselten Massenpsyche widerstehen. Doch auch sie hatten nichts Besseres zu bieten, auch sie wußten dem Fortschritt nicht Rechnung zu tragen. Sie hielten wohl zu den alten Idealen und Anschauungen, wußten aber nicht, sie mit der Zeit in Einklang zu bringen. Man sah die Krise als eine politische und sie war doch vielmehr eine geistige. Wer von dieser Erkenntnis ausging, konnte den Wandel herbeiführen. Unser Volk fand noch einmal zu sich selbst zurück, aber es gab mächtige Kräfte in der Umwelt, die gerade dieses nicht wollten, weil sie ein starkes und glückliches Deutschland hassen. Im Zweiten Weltkrieg zeigte unser Volk freilich noch weit mehr als im ersten seine durch keine Not und Gefahr wandelbare Treue zu Deutschland. Schließlich zerbrachen wir – nicht zuletzt in einem Konflikt, der um die Treue ging.

Was wir dann als „Umerziehung" erlebten, läßt sich auch als Feldzug gegen die Treue begreifen. Man ging darin in den Jahren 1945–48 so weit, Kriegerdenkmäler verfallen zu lassen oder gar, sie zu zerstören. Die Erinne-

rung an Millionen tapferer Menschen sollte offiziell ausgelöscht werden. Das war ein Kampf gegen die Treue und zwar auf breitester Grundlage.

Gleichzeitig beriefen sich viele darauf, Verrat begangen zu haben. Sie nannten es selbst so und ließen es sich bescheinigen. Und solche Männer, die ihre Treue zu Volk und Vaterland durch vielfachen Einsatz ihres Lebens und hervorragende Tapferkeit unter Beweis gestellt hatten, durften von Deserteuren beschimpft und bestraft werden.

Unser Volk ist freilich viel zu gesund, als daß es nicht auf die Dauer zwischen Helden und Halunken sehr wohl zu unterscheiden wüßte. Damals diktierte bei uns der Feind, der – nach seinen eigenen Verlautbarungen – Deutschland in ein Land von Hirten und Bauern verwandeln wollte, womit das Ziel der totalen Vernichtung nur „christlich" und „demokratisch" umschrieben war.

Friedrich Nietzsche sagte: „Ich hasse jene, die umstürzen und sich nicht selbst erschaffen wollen."

Mir scheint, daß in unserem Vaterland – und in der Welt – genug umgestürzt wurde – es wäre an der Zeit, daß wir „uns selbst erschaffen". Daß wir nämlich von der Materie und ihren Götzen weg den Weg zu uns und damit das Göttliche in der Natur finden. Nur dann werden wir wieder standhaft und treu sein – fideliter et constanter. So wie es der Wappenspruch der Familie meiner Mutter sagt.

Wenn andere zu der Einsicht kommen, daß es besser für Europa ist, sein Herz wieder schlagen zu lassen, dann werden sie sich zuvor entschließen müssen, jene Tugenden wieder als solche anzuerkennen, die von jeher deutsche Menschen stark gemacht und ausgezeichnet haben. Man kann nicht ausgerechnet dem „Volk der Dichter und Denker" die Ideale verbieten, die seine Art ausmachen und von jeher seine hervorragendsten Taten begründeten.

Nach jedem der beiden Weltkriege wurde in Deutschland die Treue verhöhnt, doch Volk und Staat werden niemals ohne Treue und Standhaftigkeit auskommen.

Fideliter et constanter – das ist die Lebensregel, die ich aus den ruhmvollen, selbstsicheren Bildern meiner Ahnen lese. Sie haben ihr Gewissen nicht daraufhin erforscht, ob sie immer das für sie Vorteilhafteste taten; aber sie waren mit ihrem Tun und Leisten zufrieden, wenn sie sich standhaft und treu gezeigt hatten. Treu gegenüber denen, die vor ihnen Pflichten erfüllten, – treu gegenüber ihren gegenwärtigen Aufgaben, – und treu gegenüber einer unantastbaren, tapferen Lebensauffassung. An der Spitze stand für sie die Treue gegenüber Volk und Staat, zu der sie glaubten, geboren worden zu sein.

Und ich meine: dies gilt für jeden von uns in etwa ebenso. Die Treue zu wahren einem, dem es gut geht – wie unserem Volk vor den Kriegen – das ist nicht schwer und bedarf keiner besonderen Haltung. Damals leistete ich – wie Millionen – den Eid auf Führer und Reich. Von dem Eid auf den Führer hat dieser uns selbst in seinem letzten Willen offiziell entbunden, der Eid auf Deutschland aber blieb bestehen und wir fühlen uns ihm angesichts der Not unseres Volkes mehr verpflichtet denn je zuvor. Und wenn uns nichts als die Treue blieb, so sind wir doch noch Deutsche.

Diamanten – Smaragde und Rubine

Man sollte nicht denken, daß der Fürst eines sehr kleinen Landes kaum etwas zu tun hat. Ganz im Gegenteil: er hat mehr zu tun als der Landrat des größten Kreises. Denn das kleine Land kann sich nur einen Minister lei-

sten und eine verhältnismäßig kleine Verwaltung – aber auch der kleinste Staat hat als solcher mancherlei Verpflichtungen, die denen der großen Staaten gleichkommen.

Der Alltag meines Vaters war nicht wie derjenige eines hohen Beamten in Dienststunden und Freizeit eingeteilt. Mein Vater hatte den ganzen Tag Dienst – es sei denn er befand sich zur Erholung auf Reisen. Aber sogar dann blieb ihm doch nichts anderes übrig als einen Teil des Tages für seine dienstlichen Korrespondenzen zu reservieren.

Das alles war ganz selbstverständlich und wurde nie erwähnt. Es war die Aufgabe seines Lebens und zugleich seine Verantwortung gegenüber dem Volk und seiner Dynastie. Mein ältester Bruder, der ihm auf dem Throne folgte, hatte genau die gleiche Auffassung. Verdient hat unsere Familie durch die Jahrhunderte währende Zeit des Regierens nichts. Im Gegenteil, sie hat ein riesiges Vermögen im Laufe dieser Zeit für das Volk und seinen Staat ausgegeben. Wenn sie trotzdem sehr reich wurde, so lag das vor allem an der Ordnung und großen Sparsamkeit, die zum Lebensstil dieser Familie gehörten wie das Amen zum Gebet.

Mein Vater hatte eigentlich nur ein einziges Hobby. Das war sein Vergnügen am Sammeln guter Edelsteine. Und das ist etwas, was viel Spezialkenntnisse voraussetzt. – Hatte er einmal eine ruhige Stunde, dann nahm er sich seine ihm zur Ansicht vorgelegten Steine vor und besah sie sich mit der Lupe von allen Seiten, immer wieder und ganz genau.

Er kaufte nur, was er gut kannte – seine Sammlung war daher perfekt. Er kaufte bei Juwelieren, von denen er genau wußte, daß sie in Fachkreisen ganz besonderes Ansehen genießen, weil sie eben nur erstklassige Ware

anbieten. Das war Koch in Frankfurt, Rath in München und Ernst in Wiesbaden, Werner in Berlin. Ich glaube, daß sie alle vier zu Schaumburg-Lippischen Hoflieferanten ernannt wurden. Im Ankleidezimmer meiner Mutter befand sich ein Schranksafe oder – besser gesagt: – ein Safe-Schrank, in dem der Schmuck aufbewahrt wurde, den sie ständig zur Verfügung haben mußte. Das war ein beträchtlicher Schmuck, den sie mit der Aussteuer aus dem herzoglich Sachsen-Altenburgischen Besitz mitbekommen hatte, – und derjenige, den sie während der Ehe geschenkt bekam – und Teile des sogenannten Kron- oder Hausschmuckes, der aus dem Hausbesitz dem regierenden Fürsten zu Zwecken der Repräsentation als Staatsoberhaupt zur Verfügung stand.

Heutzutage verstehen sogar unter den jungen Damen der ehemals regierenden Familien nur noch sehr wenige viel von Schmuck, oder gar vom Wert der Steine selbst. Wenige wissen noch aus Tradition oder Stilempfinden wie man wirklich guten Schmuck tragen sollte. Tatsächlich liegt die Angeberei mit wertvollem Schmuck sehr nahe, vor allem da, wo keine, oder nur eine geringe blutsmäßige und damit untrügbare Tradition und entsprechende, instinktive Gefühl dafür vorhanden sein kann. Wer wirklich etwas von Schmuck versteht, und das Gefühl dafür hat, der wird den Schmuck nur zu passender Zeit, in passender Umgebung und in passender Art tragen. Ich weiß, daß Menschen, die aus Passion sehr viel mit Edelsteinen zu tun haben, sie genau kennen und über ihre Geschichte Bescheid wissen – auf dem Standpunkt stehen, daß sie irgendwie lebendig sind. Für den Goldwert der Steine jedenfalls interessierte sich ein Mann wie mein Vater am wenigsten, wenn überhaupt.

Das Symbol des Königtums – die Krone – besteht aus Gold und Edelsteinen. Das Gold ist dabei aber nur das

Mittel zum Zweck, – nicht etwa Selbstzweck. Es dient zur Fassung und als Hintergrund der Steine, damit diese so gut wie irgend möglich zur Geltung kommen. Das Gold kann glänzen, wenn es gut poliert ist – die Edelsteine aber strahlen aus eigener Kraft. Man könnte eine Parallele ziehen zu den Ministern und dem Souverän. Die Steine fangen Licht ein und verteilen es nach ewigen Gesetzen der Lichtbrechnung auf eine wunderbare, der Ordnung dienende Weise. Diejenigen, die durch allerfeinste innere Ordnung die herrlichste Ausstrahlung bewirken, sind die zauberhaftesten und zugleich die härtesten unter allen. Sie entstanden vor wohl hunderten von Jahrmillionen im schwersten Druck des Geschehens dieser, unserer alten Erde.

Der Diamant ist reiner Kohlenstoff mit besonders dichter Atompackung. Kein Stein hat soviel Feuer, eine solche Härte, wie er. Wer weiß schon vom berühmten CULLINAN, vom KOHINOOR, vom ORLOW und dem REGENT – den größten und schönsten?

Ist es dann ein Wunder, daß ein „souveräner" Mensch, – wie mein Vater ganz gewiß einer war – sich mit nichts so gern beschäftigte, wie mit diesen Zeugen der Entstehung unserer Erde? Hunderte von Millionen Jahre alt! Um vieles älter als Menschen. Gibt es auf dieser Erde sonst etwas, das – wie diese – gleicherweise und in eins soviel Alter, Reinheit, Gesetz und unsagbare Schönheit aufweisen kann? Der Mensch müßte den höchsten Respekt vor diesen Zeugen der Ewigkeit haben. Ich mußte daran denken als ich vor Jahren ein junges, hübsches Mädchen aus einst regierendem Hause – mit prächtigsten Diamanten am Hals – in einer Nachtbar, bei vulgärster Musik und mitten unter reichen Proleten, in möglichst „sexi"-hafter Weise sehr extravagant tanzen sah.

Auf eine Bemerkung von mir hin sagte sie lachend: „Ich bin eben nicht altmodisch!"

„Nein", sagte ich, „aber Du betrügst Dein Volk, Deine Familie, Dich selbst und Du verhöhnst die Natur!"

Der ritterliche Soldat

Der Begriff Soldat hat im Laufe der Jahrhunderte oftmals eine Änderung erfahren müssen. In dem Maße, wie das Denken der Menschen sich wandelte und dieses wiederum sich dem Fortschritt entsprechend verändern mußte. In ungefähr gleichem Maße machte das Ansehen des Soldaten eine parallele Entwicklung durch.

Daraus geht schon hervor, daß der Begriff des Soldaten bei den Völkern und Rassen stets ein verschiedener war und auch immer sein wird. An dem Tag, an dem es einen „Weltsoldaten" gäbe würde der Begriff als solcher aufgehört haben zu existieren. Dieser Zeitpunkt ist – wenn die Macht des marxistischen Materialismus weiterhin so wie jetzt zunimmt, – vorauszusehen.

Ich glaube, daß es nie dazu kommt, weil ein Anhalten dieser verheerenden Entwicklung zur Vernichtung des Lebens auf dieser Erde führt.

Vielleicht würde es den Begriff Soldat schon heute nicht mehr geben, wenn nicht aus den beiden letzten, großen Revolutionen zwei Politiker, Staatsmänner hervorgegangen wären, die zugleich große Soldaten – Heerführer waren: Oliver Cromwell und Napoleon Bonaparte. Beides höchst geniale Männer.

Ich weiß, daß manche meiner konservativen Freunde im englichen Adel es mir verübeln, wenn ich Oliver Cromwell ein Genie nenne. Für sie ist er ein Verbrecher –

denn sie sind heute noch genau so Partei wie sie es sein würden, lebten wir im 17. Jahrhundert.

Unbestreitbar aber ist, daß das Ansehen und der Respekt, den er als der gewaltige Revolutionär vor allem in der Armee besaß, sehr dazu beitrugen, daß Disziplin in die wilden Horden kam und eine ritterliche Auffassung des Kampfes sich allmählich wieder durchsetzte. Etwa 200 Jahre später erreichte Napoleon als Vollstrekker der französischen Revolution – levée en masse – bei seinen Armeen – in weit größerem Rahmen – das Gleiche.

Kein wissender Engländer wird bestreiten können, daß Oliver Cromwell noch immer irgendwie in jedem britischen Soldaten steckt. Und kein politisch denkender Franzose wird leugnen können, daß Frankreichs Armeen immer noch Napoleon bei der Fahne haben.

Wenn ich an anderer Stelle dieses Buches sage, daß das Genie ewiglich fortlebt, so trifft dies nicht nur in Bezug auf Cromwell und Napoleon zu. Wer könnte bestreiten, daß Friedrich der Große auf alle Zeiten mit dem deutschen Soldaten zu tun hat, ein echter, rechter deutscher Soldat wird immer etwas Fridricianisches in sich haben. Und er war wohl gewiß und zwar in vorbildlichster Art ein „ritterlicher Soldat".

Nach ihm hat es viele gegeben, die dieses Prädikat verdienten. Wir sind heute noch felsenfest davon überzeugt, daß es niemals eine große Wehrmacht auf dieser Erde gab, die ritterlicher kämpfte als die deutsche im Zweiten Weltkriege. Das gilt für den Grenadier genau so wie für die Führung.

In England haben mir das viele ehemalige Frontoffiziere gesagt. In Frankreich und in Italien desgleichen. Die Engländer haben sogar nach dem Krieg veröffentlicht, daß die deutsche Besatzung der Kanalinseln sich in jeder Beziehung alle Jahre hindurch mustergültig ver-

halten hat. Viele Nachkriegsprozesse ergaben die Unschuld der angeklagten Deutschen. Sogar höchste deutsche Offiziere mußten freigesprochen werden, obwohl sie sehr schwer verleumdet worden waren. Und daß die deutschen Soldaten im Malmedyprozeß zu Unrecht bestraft wurden, steht für uns fest.

Die Waffenstillstandsverhandlung im Walde von Compiègne, die die deutsche Wehrmacht im Namen des Deutschen Reiches mit der besiegten französischen Armee führte, war eine Demonstration der Ritterlichkeit und also der Ehre. Das krasseste Gegenteil von jener Waffenstillstandsverhandlung, die vier Jahre später in Mürwik von der britischen Generalität mit der Deutschen Reichsregierung geführt worden ist.

Früher legte gerade der Sieger Wert darauf, daß der Besiegte sich ritterlich verhält. Eines ergab sich aus dem anderen bis daraus ein rechter Friede wurde. Nach dem letzten Weltkrieg aber hat man alles getan, dem deutschen Soldaten das Ansehen zu nehmen, ihn als Verbrecher zu behandeln und ihm beizubringen, daß er niemals ein rechter Soldat gewesen sei.

Als Gefangene nach dem Krieg haben wir erkannt, daß die Frontoffiziere der US-Armee überwiegend deutschfreundlich gesinnt waren. Nicht wenige der höheren Offiziere haben stets geschwiegen, wenn andere Hitler angriffen, und sein Reich. Ich könnte zu diesem interessanten Thema noch viel sagen. Hier aber streife ich es nur, weil ich in jenen Jahren der Gefangenschaft stets das Gefühl hatte, daß – wäre es nach diesen Offizieren gegangen, deren höchster meines Wissens der berühmte General Patton war – die Amerikaner niemals an der Elbe halt gemacht hätten, sondern Schulter an Schulter mit den Resten der deutschen Wehrmacht gen Osten durchgestoßen wären – und Rußland mußte zum Frieden

bereit sein. Dann wären die Atombomben Amerikas vielleicht nicht auf Nagasaki und Hiroshima gefallen sondern auf Stalingrad und Moskau und die gewaltige, amerikanische Luftmacht hätte den flüchtenden Russen die Hölle bereitet. Dann hätten die Amerikaner blitzartig allen Landesverrätern in Deutschland den garaus gemacht, so daß die Russen ihren besten Verbündeten verloren haben würden. Dann gäbe es heute kein zweigeteiltes Deutschland – und der Begriff des „ritterlichen Soldaten" wäre trotz allem noch gerettet. Und nichts wäre übrig von all den entsetzlichen Lügen, mit denen man nach dem Krieg – bis heute – unser armes Volk in eine verzweifelte Lage brachte. Auf dem Fundament teurer Erfahrungen wäre ein neues, besseres Reich erstanden, Mitte eines einigen Abendlandes, in dem der Typus des ritterlichen Soldaten zur Entwicklung des souveränen Menschen geführt haben würde. Von Scharnhorst – über Walter Flex – zu Rudolf Hess.

Kronen müssen schwer sein

Interessanterweise kämpfen die Gegner Deutschlands nicht nur gegen Hitler und sein Reich. Im Schatten der furchtbaren Anklage wegen Vernichtung von acht Millionen Juden – ich halte mich da an die Bestätigung, die wir von Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer erhielten. – Kaum hatten sie damit eine weit klaffende Bresche in das deutsche Selbstvertrauen geschlagen, wurde die Front ihrer Anklage immer breiter. Der erreichte erste Schock bot ihnen die Gelegenheit nun immer weitere Verbrechen der Deutschen aufzudecken, immer mehr Märtyrer, tote und lebendige, zu schaffen. Wir haben es im Nürnberger

Prozeß erlebt, sozusagen an der Quelle. Auch wir waren zutiefst erschüttert, obwohl wir es nicht glauben konnten – sollten wir uns, konnten wir uns in uns selbst, in unserem Volk derartig getäuscht haben?

Je mehr die Gegner die Lupe ans Auge heran zogen, um eine größere Fläche zu erfassen, um so unscharfer wurde ihnen logischerweise das Bild, was sie zu sehen meinten. Sie wagten sich auf alle Gebiete – sie machten dieses Volk nunmehr in jeder Beziehung schlecht. So schlecht wie es irgend möglich war – und eben auch darüber hinaus! Und das muß ihnen eines Tages zum Verhängnis werden.

Sie verleumdeten nicht nur Hitler und seine Regierung auf Grund dessen, was im Kriege geschah. Sie nannten ihn auch einen Verbrecher in bezug auf fast alles, was er, seine Regierung und seine Partei zuvor in Friedenszeiten taten. Scheinbar ohne dabei sich daran zu erinnern, daß damals alles vor den Augen der Weltöffentlichkeit geschah und offiziell von allen Staaten immer und immer wieder gut geheißen, in wesentlichen Fällen sogar ausdrücklich garantiert wurde. Sie vergaßen offensichtlich all die vielen internationalen Kongresse und Inspektionen der in der Welt angesehendsten Institutionen, von denen meines Wissens keine einzige von Verbrechern – sehr viele aber mit großer Anerkennung sprachen. – Sie erinnerten sich nicht, daß Großmächte wie Italien, Japan und sogar die UdSSR langfristig Verträge mit Hitlerdeutschland schlossen, welche weit über das hinaus gingen, was nach dem Krieg geschah.

Wir sind der Meinung, daß während des Krieges auch die Gesetze der Propaganda andere sind als in Friedenszeiten, zumal für diejenigen, die sich in äußerster Notwehr befinden. Wenn von den kriegführenden Staaten aus gegen das Deutsche Reich und den Mann, der dieses

verkörperte, mit allen Mitteln der Propaganda zu Felde gezogen wurde, dann haben wir uns zwar darüber geärgert – aber wir haben dem Gegner nie die Tatsache als solche übel genommen. Wie weit er dabei ging, war seine Sache.

Einem Besiegten gegenüber, gegen einen völlig entmachteten, wehrlosen – so meinen wir – tut man das nicht. Vor allem dann nicht, wenn man ihm zuvor auch die Möglichkeiten nahm, sich in eigener Sache zu verteidigen.

Aber, wie schon angedeutet, die gegnerische Propaganda kämpfte nach 1945 genauso weiter wie während des Krieges. Ebenso wie sie nach dem 1. Weltkrieg genauso weiterkämpfte gegen Deutschland, als es noch keinen Hitler gab.

Jetzt nach dem Zweiten Weltkrieg und zwar immer mehr je weiter auch dieser in die Ferne rückt, bezieht sich die Verleumdungskampagne der Gegner nicht nur auf Hitler, die Reichsregierung und das deutsche Volk während des Krieges und ab 1933 – – – nein, jetzt greift sie auch zurück auf die Zeit der Weimarer Republik und das Kaiserreich, gegenwärtig fängt sie sogar damit an, zurückzugreifen bis ins Mittelalter und bald wird wohl auch Siegfried dran glauben müssen. Um den Reichskanzler Fürst Bismarck macht man schüchtern einen großen Bogen, es könnten sonst die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung aufleuchten, welche eher mit den Anfängen der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei zu tun hatten als mit dem, was heute unter Marxismus verstanden wird.

Wenn man aber an Bismarck vorbeigeht, so ist der nächste Friedrich der Große und daher wird er nun umso mehr bekämpft. Zumal er nicht nur ein preußischer Mensch sondern auch ein hervorragender Staatsmann und Feldherr – und ein bedeutender Philosoph gewesen

ist. Ihn haßt man aus vielerlei Gründen gleichzeitig. Ein königlicher Mensch, ein souveräner Mann – das können marxistische Materialisten auf den Tod nicht vertragen.

Und das für jene unheimliche an ihm ist, daß er ihnen trotz aller Gegensätzlichkeit so wenig Angriffsflächen bietet. Je mehr sie sich mit ihm befassen, umso weniger. Schon allein durch seine Freundschaft mit Voltaire und der Tatsache, daß er Freimaurer war.

In unserem Hausarchiv befindet sich unter vielen anderen originalhandschriftlichen Briefen, die Friedrich der Große an meinen Ahnen, den Regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, schrieb, ein Brief mit Ausführungen über die preußische Loge der Freimaurer. Der König empfiehlt darin seinem Vetter und gutem Freunde, selbst Freimaurer zu werden. Interessant ist dann besonders die Begründung des Königs, in der es u. a. heißt, diese Loge sei sehr deutsch und zudem antisemitisch. – Ein Kommentar hierzu erübrigt sich.

Ich sah diesen Brief gelegentlich einer großen Ausstellung in Münster/Westfalen zu Beginn des Krieges, die ich mit Dr. Goebbels besuchte. Wir waren beide durch den Brief sehr überrascht und sprachen lange darüber. Ob der Graf Wilhelm dem Vorschlag seines königlichen Freundes nachgekommen ist, haben wir nie erfahren können, ich glaube nicht, daß er es tat. Wohl weiß ich aber, daß er ein erbitterter Gegner der christlichen Kirche gewesen ist und sicher auch in dieser Beziehung mit dem genialen Preußen einer Meinung war. Des Grafen Wilhelm latenter Streit mit dem Hofprediger Gottfried Herder wird dem König bekannt gewesen sein.

Wer von den heutigen Kritikern des Königs, wer von denen, die ihn benutzten, um unseres Volkes Geschichte so schlecht wie möglich zu machen und so unseren Kindern und Enkeln den Glauben an Deutschland zu neh-

men – weiß denn die wahren Zusammenhänge überhaupt?

Man behauptet heute, der König sei ein sittlich verkommener Mensch gewesen, machtlüstern und ohne Rücksicht auf die ihm anvertrauten Menschen. Hören wir doch einmal das recht unbekannte Gedicht, das er – damals noch junger Kronprinz – schrieb als sein Vater im Sterben lag – der Mann, den er verehrte, obwohl er von ihm mit äußerster Strenge erzogen wurde:

„Dies anzusehen! Ein Vater in Todesnot!
Von Sterbenspein gequält erbarmungslos,
Sein Leben jeden Augenblick bedroht
Vom Scherenschnitt der Atropos!
Wie dieser Anblick doch mich übermannt,
Dagegen hält Philosophie nicht stand!
Wie einer Rieseneiche zarter Schößling
So fühl ich mich: Nun hält der Baum, der stolze,
Im Sturm nicht mehr;
Verdorren schleicht, der Tod sitzt ihm im Holze
Vom Gipfel bis zum Grund! Der arme Sprößling,
Wo nimmt er Kraft und Saft und Nahrung her?
Nun spricht in mir die Stimme der Natur,
Beredter denn mein Ehrgeiz, je gesprochen:
Mein Herz ist trüb, mein Mut gebrochen,
Nichts fühl' und weiß ich mehr, ich sehe nur
Im Geiste vor mir meines Vaters Schatten,
Die Totenfeier, da sie ihn bestatten,
Und fühl' den bangsten Augenblick voraus,
Wo alles aus!
Nun, da der Herr ich heißen soll,
Erleb' ich's tief in Herz und Sinn,
Wie so gebrechlich doch ich bin;
Mein Los, so stolz und hoheitsvoll,
Mit zager Hand nur nehm' ich's an:
Ein Scheinglück ist's, es ist ein Wahn!
O selig, dürft' ich weiterleben,
Wo mir so mild der Himmel schien,

Wo ich in Freiheitsglück gediehn'
Aus diesem Erdreich mich zu heben!
Mich zu verpflanzen in dies Feld,
Die rauhe, die unholde Welt,
Ungangbar und verseucht zumeist
Von Machiavellis Frevelgeist!
Fern all den leeren Herrlichkeiten
Am Hof wie in der Königsstadt,
Fern all dem Schimmer, all dem Staat,
Den Thron und Hoheit rings verbreiten –
Wie liebend gern,
In meinem friedlichen Asyle,
All diesem flücht'gen Glanze fern,
Tauscht' ich die holde Arbeitstille,
Wie gern für all den stolzen Schein
Tauscht' ich mein ruhmlos Dunkel ein!"

An Voltaire, am 26. Februar 1740.

So zu schreiben, zu denken und zu fühlen, – etwa im Augenblick einer Machtergreifung – wären, meine ich, die heutigen Politiker fast ausnahmslos unfähig. Der marxistische Materialismus erlaubt solche Gedanken und Gefühle nicht, er fordert eher das Gegenteil.

„Machiavellis Frevelgeist" wird vom König im „Antimachiavell" unter anderem besonders im Kapitel „Wege zum Nachruhm" – in für uns heute beachtlichem Sinne behandelt. Da schreibt er gleich zu Beginn:

„Lärm und Aufsehen in der Welt verursachen und sich Ruhm gewinnen – das ist zweierlei. Die große Masse, ein sehr unberufener Richter darüber, wem Ehre gebühre, läßt sich durch den äußeren Schein alles Großen und Wunderbaren leicht betören und verwechselt gar zu gern gute Taten und außerordentliche, Reichtum und persönliches Verdienst, blendenden Glanz und innere Gediegenheit. Ganz anders der Maßstab, den aufgeklärte und geistig bedeutende Menschen anlegen, vor denen hält es schwerer zu bestehen; sie zergliedern das Leben der Großen wie ein Anatom eine Leiche und werfen die Frage auf: war, was sie

wollten, recht und edel? Waren sie gerechten Sinnes? Was hatte von ihnen die Welt: mehr Segen oder mehr Schaden? Stand ihr Mut unter der Vormundschaft ihrer Weisheit oder war er nur ein Ausbruch ihres Temperamentes? Den Wert des Erreichten bemessen sie nach dem Werte der Beweggründe, beurteilen aber nicht die Beweggründe nach dem Erfolge. Mag das Laster in den schönsten Schein sich hüllen, sie lassen sich nicht blenden und geben den Preis des Ruhms nur dem Verdienste und dem Manneswert.

Was Machiavell groß und ruhmwürdig nennt, ist genau jener falsche Schimmer, der das Urteil der Masse besticht! Ganz im Geiste des Volkes schreibt er, und zwar des niederigen, des gemeinen Volkes – – – –"

Wenn wir heute den Antimachiavell des Königs lesen, dann kommt es uns vor als träfe er mit dem Machiavell den Geist der Feinde des deutschen Volkes und Reiches. So sehr stand der König einsam über seiner Zeit, daß er heute noch in uns lebendig werden kann. – Kaum ein Herrscher hat wie er gerade darum unter Verleumdung zu leiden gehabt, bis auf den heutigen Tag. Auch in dieser Beziehung also steht er heute noch in einer Front mit uns, für Deutschland.

Während ich dies niederschrieb, mußte ich an die Vielen denken, welche alles versuchten unter schamloser Ausnutzung der für uns besonders schweren Nachkriegsverhältnisse durch elende Verleumdungen uns das Leben schwer zu machen – bis ich in vielen Prozessen ihrer Herr wurde. – Einmal muß endlich auch die Zeit kommen für uns Deutsche insgesamt die Lüge wider das Vaterland zu vernichten – nur dann nämlich, nur in Wahrheit gibt es Frieden, denn Lüge macht Sklaven.

Nichts ist der Souveränität eines Menschen so im Wege als die Verleumdung. Sie ist das gemeinste aller Mittel, zumal dann, wenn die Zeitumstände dem Verleumdeten die Verteidigung erschweren und er ohnehin bestens ein Bürger 2. Klasse ist. Ich war Nationalsozialist

gewesen – ein bekannter sogar – ohne aber je eine amtliche Funktion in der Partei gehabt zu haben. Ich war Beamter im Reichspropagandaministerium gewesen, ohne eine besondere Karriere gemacht zu haben. Ich war Reichsredner der NSDAP gewesen und hatte nachweislich nur aus Liebe zu meinem Volk gesprochen, für die Gemeinschaft aller Deutschen in Ehren und Frieden. Ich hatte Adolf Hitler gut gekannt, aber ich vermochte tatsächlich nichts Böses über ihn auszusagen, weil alles, was ich mit ihm erlebte, eben nicht böse war. Ich war befreundet mit Dr. Goebbels, weil er mir nicht nur außerordentlich klug sondern auch sehr fair zu sein schien. Was also sollte man mit mir tun, nachdem ich schon ohne Urteil drei Jahre unter unmenschlichen Bedingungen gefangen gehalten worden war und anschließend noch zwei Jahre lang entnazifiziert wurde. Wobei trotz aller nur denkbaren Bemühungen nichts Wesentliches gegen mich festgestellt werden konnte. Und am Ende des Krieges hatte mich Adolf Hitler persönlich in Österreich vollständig isolieren lassen und der ständigen Aufsicht durch den Sicherheitsdienst übergeben. – Was also sollten meine Gegner anderes tun als mich verleumden? Die Verleumder, Mitglieder des Adels und zum Teil auch einst der NSDAP, Offiziere und Beamte des Dritten Reiches, wandten sich teils an die Presse, teils an die Anklage beim Internationalen Militärtribunal in Nürnberg und teils an die Spruchkammern oder ordentlichen Gerichte. Die Prozesse dauerten insgesamt 24 Jahre! Immer wieder trat der gleiche Personenkreis auf, um Zeugnis gegen mich abzulegen. Und hinter diesem Personenkreis stand eine große, reaktionäre Organisation, der ich im Dritten Reich verschiedentlich erheblich geholfen hatte. Immer wieder kam es vor Gericht zu den sensationellsten Enthüllungen, durch die meine Gegner

in erschütternder Weise demaskiert wurden. Die Gegner traten sogar da vor Gericht gegen mich auf, wo keiner von ihnen beteiligt war – so zum Beispiel in meinem Pensionsprozeß, wo sie vom Gericht als „nicht zur Sache gehörig" abgelehnt wurden. Die Gegner versuchten mich zu einem einflußreichen, prominenten „Nazi" zu machen, unter dem sie zu leiden hatten. Glaubten sie auf diese Weise zu Verfolgten des Naziregimes zu werden? Und zwar zu einer Zeit, da ich in der Gefangenschaft nichts davon erfuhr und infolgedessen auch nichts dagegen unternehmen konnte. Als ich dann sehr viel später – endlich in der „Freiheit" – bei vielen Angehörigen des Adels einer mir unverständlichen Ablehnung begegnete und auf Grund bestimmter Gerüchte und Mitteilungen dagegen gerichtlich vorgehen wollte, war mir immer wieder die Verjährung im Wege. Jahrelang kämpfte ich so zunächst für viel Geld gegen Windmühlenflügel. Und als ich dann Zug um Zug in den späteren Jahren nachgewiesen hatte, daß all die Anschuldigungen unrechtmäßig erhoben waren, – ja daß manche der gröbsten Beschuldigungen sogar auf bewußt falschen Darstellungen beruhten – – – da gab man dies zwar vor Gericht zu und schloß vor Gericht mit mir Frieden – – – der gesellschaftliche Boykott aber wurde fortgesetzt, jedenfalls von einigen. Die Verleumdung geht also in jenen Fällen weiter. – Ich erwähne das hier nicht, weil mich das etwa stört – ich habe von jenen kaum etwas Anderes erwartet – nein, ich erwähne es, um zu zeigen, daß es jenen nicht nur um die eigene Person dabei ging – sondern auch darum gerade mich auszuschalten, – einen Mann – dem man auf andere Weise nichts anhaben kann.

Und der tiefere Grund von alledem ist ein zwiefacher:

a) weil ich nur einen Adel der Tat, nicht aber einen solchen lediglich des Namens respektiere,

b) weil die wesentlichste Tat wahren Adels die souveräne Haltung im Menschlichen ist – und ich daher viele Träger adeliger Namen wegen ihres gegenteiligen Verhaltens in und nach dem Zweiten Weltkrieg grundsätzlich ablehne. Denn Kronen müssen eben schwer sein! Und zwar je nachdem wie hoch der Rang ist, den sie repräsentieren. Die Kronen der einst oder jetzt noch regierenden Häuser müssen die schwersten sein. Denn diejenigen, die sie tragen sollten, hätten oder haben noch die größte Verantwortung. Und zwar heute vor allem vor sich selbst! Jeder Mensch hat die Pflicht sich selbst treu zu bleiben, das heißt: so zu leben, wie es seine Herkunft und daher innerste Quintessenz, das Produkt aus unzähligen Generationen, von ihm verlangt. Der größte Fehler, der verhängnisvolle Irrtum dieser, unserer naturwidrigen Zivilisation ist es nämlich, anzunehmen, daß die Liebe eine der Lebensfreude dienende Kraft sei. Diese Auffassung ist nicht nur haarsträubend töricht sondern auch in hohem Maße verbrecherisch. Denn durch sie wird die Menschheit auf grausame Weise vernichtet, wenn nicht bald Entscheidendes dagegen geschieht. – Wir berühren hiermit das Kardinalproblem des ganzen Elends unserer Zeit.

Es geht vor allem diejenigen an, welche durch eine vielhundertjährige Geschichte ihrer Familien und des Volkes festgelegt sind, also keine Wahl haben. Der sogenannte Geldadel scheidet vollkommen aus, da er nur ein Beweis dafür ist, wie wenig bestimmte Monarchen vom ethischen und auch biologischen Wert des echten Adels wußten. Schon das Wort ist ein Widerspruch in sich. Ebensowenig gibt es einen internationalen Adel. Alles, was den Adel angeht, ist aus Prinzip an die Nation gebunden.

Man wird mir entgegenhalten, daß wir in einer Republik leben und daß die Verfassung keinen Adel vorgesehen hat. – Es hat im Laufe der Jahrtausende sehr viele

Republiken gegeben, in denen der Adel eine große und gute Rolle spielte, manchmal sogar die entscheidende. Andererseits ist der Adel zum Beispiel im ersten Reich der Deutschen häufig der gefährlichste Feind der Könige und des Kaisers gewesen. Die Monarchen haben sich niemals zum Adel gezählt, einen „Hochadel" – von dem die heutigen Illustrierten so oft und gern sprechen, hat es nie gegeben. Man nannte die Menschen gern und richtigerweise „die Souveräne", weil sie in jeder Beziehung – ganz besonders auch vom Adel – unabhängig sein sollten. Nicht zuletzt, im 17. bis 19. Jahrhundert vor allem von den „Hofschranzen", die alle aus dem Adel kamen.

Wenn kein Monarch jemals die Chance gehabt hätte einst als Privatier in fremdem Lande seinen Lebensabend zu verbringen, würden vielleicht alle Monarchen verantwortungsbewußter und besser regiert haben. Wenn ein Offizier keine Lust mehr hatte und einfach abhaute, dann stellte man ihn mit Recht vor ein Kriegsgericht und erschoß ihn, weil er den Staat, sein Volk und seine Untergebenen verraten hatte, zumal, wenn das im Kriege geschah. Was für den Offizier gilt, muß für den „Obersten Kriegsherrn" und König „von Gottes Gnaden" erst recht gelten. Ihm kann kein Mensch und keine Regierung erlauben abzuhauen. Er ist der einzige Mensch im Staate, der unbedingt auf seinem Posten zu bleiben hat – bis zum letzten Augenblick – wie der Kapitän auf dem Kriegsschiff, der auf der Kommandobrücke stehend, salutierend – mit seinem Schiff versinkt, was der Admiral Graf Spee im 1. Weltkrieg in vorbildlicher Weise tat.

Es gibt keinen Eid, der nur einseitig gilt. Der Eid des Soldaten ist die höchste Bindung zwischen ihm und der Spitze des Staates, aber auch umgekehrt. Den Eid fordern ist gleichzeitig ihn geben. Ihn geben heißt ihn erwidern. Ich erinnere daran, daß Adolf Hitler vor seinem

Tode offiziell alle diejenigen, die auf ihn geschworen hatten, von ihrem Eid entbunden hat. Der Eid, den wir dem deutschen Volk und Reich geschworen hatten, endete mit seinem Tode. Beim Internationalen Militärtribunal in Nürnberg sind die Großen des Dritten Reiches – so weit sie dort vor Gericht gestanden und zum Tode durch den Strang verurteilt worden sind, im vollen Bewußtsein ihres dem „Führer" und dem Reich gegebenen Eides in wahrhaft souveräner Haltung gestorben. Indem man ihre Asche in alle Winde verstreute, hat man – gewiß ohne es zu wollen – ihrem Andenken die denkbar größte Freiheit gegeben! Weder an Raum noch an Zeit gebunden, wurde es der Unendlichkeit übergeben. Die höchste Souveränität ist in der Unendlichkeit verankert – das ist es, was sie erstrebens- so liebenswert macht.

Omnia Vincit Amor

Wenn wir diese Aussage Vergils heute vor der Öffentlichkeit zitieren, so werden wir von sehr vielen vollkommen mißverstanden. In der Tatsache, daß dies so ist, sehe ich eines der schlimmsten Zeichen unserer Zeit. Es mag das schlimmste von allen sein!

Denn darum geht es letzten Endes in jeglicher Beziehung. Sagen wir es ganz offen: die von den Feinden unseres Volkes stark beeinflußten Massenmedien haben insbesondere einem Teil der Jugend beigebracht Liebe und Sex gleichzusetzen. Wenn sie von „Liebe" sprechen, meinen sie nicht das Ideal – sondern den Geschlechtsakt.

Etwas Böseres konnte man der Ehe, der Familie, dem Volk und der Würde des Menschen nicht antun. Das ist die Auflösung der menschlichen Gesellschaft schlechthin, das ist bereits Anarchie.

Ein Staat, der das duldet, gibt seine Ordnung auf und begibt sich in die Abhängigkeit der Gosse. Wenn das Ideal Liebe dem Genußwahn geopfert wird, dann fallen damit selbstverständlich auch die anderen großen Ideale. Dann gibt es keine Treue mehr, keine Ehre und keine Wahrheit, aber Lüge, Niedertracht und Verrat werden herrschen. Es wird dann bald keine andere Freiheit geben als diejenige der Verbrecher.

Da diese Welt auf einem unvorstellbar gutem Prinzip der Ordnung aufgebaut ist und daher nur darin wirklich leben kann, werden diese widernatürlichen Menschen um ihres vermeintlichen Genußlebens willen mit allem unschuldigen Leben furchtbar untergehen – oder doch noch von den gesünderen Menschen in letzter Minute überwunden werden. Ob wir wollen oder nicht, wir werden alle zum großen Endkampf für oder gegen die Ordnung der Natur antreten müssen. Das wird notwendigerweise ein Kampf aller gegen alle, denn das Gift ist bereits überall. Es ist absolut denkbar, daß die entscheidende Waffe bei dieser Auseinandersetzung die Propaganda sein wird. Die Massenmedien werden sich gegenseitig zerfleischen.

Jede Revolution und schließlich auch jeder Krieg auf dieser Erde wurde letzthin um einer Freiheit willen geführt. Aber diese Auseinandersetzung geht wirklich um die Freiheit und zwar um die Freiheit, nämlich die einzig existente: die Freiheit in der Ordnung der Natur. Die Freiheit, die darin gipfelt, daß wir als Menschen in dieser Welt der Wunder existieren dürfen – lebend nach ihren ethischen Gesetzen – geborgen in ihrer Klugheit und gesichert in der Unendlichkeit von Zeit und Raum. Was kann es Besseres geben?

Unsere Freiheit kann nicht sein, die Materie genießend zu mißbrauchen – sondern den Sinn der Materie erken-

nend, sie zu nützen und zugleich von ihr unabhängig sein zu können. Denn nur wer souverän der Materie gegenüber ist, ist frei im Sinne der Ordnung und glücklich durch die Ideale.

Die Ordnung, in der ich aufwuchs und erzogen wurde, war diejenige des Christentums. Sie hatte – in mehr oder weniger abgewandelter Form – die alten germanischen Ideale – übernommen und schien uns daher auch naturgemäß. Bis ihre Kirche sich davon löste. Die Lehre Christi, – des Gottes Sohnes also, wie sie sagt – hat im Zeitraum von zweitausend Jahren nur einen Teil der Menschheit für sich gewonnen – – – der erklärte Feind Gottes und aller Ideale, Karl Marx, hingegen gewann in nur hundert Jahren viel mehr Menschen für sich. – – – Diese Tatsache mußte uns nachdenklich stimmen, zumal die marxistischen Revolutionen und Kriege der Menschheit annähernd so viele Opfer abverlangten als die christlichen, – das heißt, weit mehr als alle anderen.

Diese Erfahrungen – im Verein mit den Erkenntnissen, die uns die Wissenschaften – insbesondere im Zusammenhang mit der Bedeutung des Menschen schlechthin – neuerdings vermittelten, geben Karl Marx in einer Beziehung Recht: die christliche Ordnung, verkündet im Neuen Testament und vertreten durch die christlichen Kirchen, steht heute erkennbar im Widerspruch zur Ordnung der Natur.

Karl Marx aber irrt, weil er Natur der Materie gleichsetzt und das ist katastrophal. So hatte es auch Rousseau nicht gemeint. Marx hatte daher kein Recht sich auf die französische Revolution zu berufen. Wir achten nicht die Materie als solche sondern die ethischen Gesetze in der Ordnung der Natur. Und damit die großen Ideale.

Wir verfälschen nicht den Begriff der Liebe, um uns dadurch die Jugend hörig zu machen – wir erkennen die

wahre Liebe, die reine und absolute Liebe als ethische Forderung der Naturgesetze, als Grundprinzip menschlichen Lebens schlechthin, unabdingbar und segensreich. Und das ist die Anschauung des Lebens, die es der Jugend erlaubt eine echte Jugend zu sein, gesund und frei genug das Leben zu beginnen, „an Mut und an Hoffnungen reich!"

Wer das einsieht, findet eine zugleich uralte und ewig neue Welt. – Er findet den Weg zu allen dem Leben in positivem Sinne erschlossenen Menschen. Über alle Grenzen hinweg, welche durch Götzen der verschiedensten Art um materieller Vorteile willen gezogen wurden. Wirklich frei sich fühlen kann daher nur derjenige, der die Ideale in ihrer Naturgebundenheit verankert sieht. Für ihn sind sie keine Phantome einer reaktionären Welt sondern Realitäten neuester und unbestreitbarer Erkenntnisse.

Dies ist am wesentlichsten in bezug auf das Ideal Liebe. Die heute überbetonte, geschlechtliche Liebe ist nicht mehr und nicht weniger als eine der verschiedenen Funktionen des Ideals Liebe. Man kann auch sagen: eine der Auswirkungen. – Und daher von dem Ideal nicht zu trennen. Nur in dieser Abhängigkeit ist sie positiv und rein und der natürlichen Ordnung entsprechend. Nur im Rahmen der ethischen Ordnung ist nämlich die notwendige gegenseitige Ergänzung „Körper-Geist-Seele" denkbar und möglich. Im Kontakt mit der Einstrahlung aus dem All, durch die Seele.

Juvenal (47–113 nach Christus) hat mit seinem sehr bekannten Hinweis „Mens sana in corpore sano" deutlich darauf hingewiesen. Aber gerade das wollen die Jugenderzieher von heute in weiten Teilen der westlichen Industriewelt nicht wissen.

Der kommunistische Osten, der aus nationalen Gründen sich gezwungen sieht, immer weiter – in der Praxis –

von Karl Marx abzurücken, hat den außerordentlichen Vorteil viel gesündere Völker auf seiner Seite zu haben. Der nationale Sozialismus, wie er in China sich entwickelt – leitet sich zwar noch von Marx ab, aber seine Einstellung zur Natur ist schon eine völlig andere.

Während des Krieges gelang es mir einmal, ein Lager zu besuchen, in dem ukrainische Arbeiter lebten. Es war ein großes Lager, am Stadtrande von Berlin. Ich wollte es sehen, da die Feindpropaganda sehr schlecht über solche Lager berichtete. – Da dies nichts mit meiner Arbeit zu tun hatte, wurde mir ein solcher Besuch später nicht mehr erlaubt. Ich sah mich gründlich dort um und sprach – über einen Dolmetscher – mit vielen der ukrainischen Männer und Frauen. Das war für mich ein sehr starkes, unvergeßliches Erlebnis. Nicht weil ich feststellen konnte, daß es den Menschen dort in jeder Beziehung gut ging – das hatte ich ohnehin nicht anders erwartet – nein, aus einem ganz anderen Grunde.

Die Menschen, welche ich dort erlebte, sahen völlig anders aus als die unsrigen zu jener Zeit. Nicht nur, daß sie trotz sicher schwerer Arbeit sehr gesund schienen – sie waren es auch tatsächlich, wie mir die Ärzte erklärten – um Vieles gesünder als unsere Menschen es sogar im Frieden gewesen waren. Der eigens für dieses Lager eingesetzte Zahnarzt sagte mir zum Beispiel, daß er so gut wie nichts zu tun habe, weil Zahnerkrankungen gar nicht bei diesen Menschen vorkommen. Zahnersatz schon garnicht. Er sei bei ihnen fast unbekannt. Und ich mußte selber feststellen, daß ich nie in meinem Leben auch nur annähernd so viele wunderbar regelmäßige und schöne Zähne sah als in dem Lager.

Ein anderer Arzt erzählte mir, daß schon mehrere Ukrainerinnen dort im Lager ihr Kind zur Welt brachten. Man habe ihnen angeboten, auf Kosten des Reiches

in besten Krankenhäusern untergebracht zu werden. Sie hätten das lachend und dankend abgelehnt. Weil sie gewohnt sind, die Kinder zuhause zu bekommen und ohne ärztliche Hilfe. Der Arzt sagte mir wörtlich: „Sie können es mir glauben oder nicht, die bekommen ihr Kind sozusagen in der Arbeitspause. Das dauert alles in allem sicher nicht mehr als drei Stunden – dann stehen sie schon wieder auf ihrem Arbeitsplatz in der Fabrik und bauen Panzer." Das Ganze sei überhaupt keine Affäre. Aber für das Kind gesorgt werde dann hervorragend, es sei der Mutter ganzer Stolz und Freude. –

Ich hatte vorher nicht gewußt, daß diese Ukrainer unsere Panzer bauen. Daher fragte ich, ob die Sabotagefälle zahlreich seien – ob das Risiko dadurch nicht zu groß werde? – „Oh nein", sagte der Leiter, „ganz im Gegenteil, sie sind alle sehr fleißig, sehr zuverlässig in der Arbeit – und wir haben in der ganzen Zeit noch keinen einzigen Sabotagefall erlebt. Aber oft wollen sie freiwillig Mehrarbeit leisten – doch das lassen wir nur selten zu". Viele große, blonde Menschen waren es, mit auffallend hellblauen Augen und meist ein wenig Lächeln um den Mund. Ich war ganz begeistert von diesen Menschen, die so natürlich wirkten und so sicher, inmitten eines für uns alle schweren Schicksals.

Ich fragte die leitenden Herren und auch die Ukrainer selbst nach den Lebensbedingungen im Lager. Vor allem wollte ich wissen, ob die Frauen nicht belästigt werden. „Nein", sagten sie, „unter uns Ukrainern gibt es so etwas nicht" wir sind meist ein paar Verwandte zu sammen und die passen aufeinander auf." So wie die Menschen, so war auch das Lager vorbildlich sauber.

Ich habe außerordentlich bedauert, daß von Seiten unserer Regierung während des Krieges dem ukrainischen

Volke gegenüber – so grobe psychologische Fehler begangen wurden.

Aber ich werde nie vergessen wie vorbildlich diese Ukrainer waren. Oft haben wir darüber diskutiert. Wir suchten nach den Gründen solchen Verhaltens. Und das Resultat unserer Überlegungen war ganz einfach: das sind Menschen, welche noch sehr natürlich zu denken und zu handeln gewohnt sind. Vor allem wissen sie noch die großen Ideale zu schätzen und ihr Leben danach auszurichten. Sie haben nicht ihre Ideale dem Kommunismus geopfert – sondern sie haben es verstanden den Kommunismus soweit wie möglich in die Ideenwelt ihrer Ideale einzuordnen. Und das ging offenbar. – Diese Ukrainer wußten sehr wohl, was Ehre heißt, und Treue, und Recht, und vor allem Liebe. Die wußten das alles, weil sie in und mit der Natur zu leben gewohnt sind – als Herren und nicht als Sklaven des Fortschritts. Souverän – das konnte man leicht feststellen – schon an der Art wie, speziell die Frauen, gehen und grüßen.

Als am folgenden Tage eine Abordnung des Lagers in unser Ministerium kam, um die 150 Radioapparate zu holen, welche der Minister dem Lager schenkte, da sagte man mir, mein Besuch habe einen positiven Eindruck gemacht. Als ich fragte, in welchem Zusammenhang, da sagten sie zweierlei:

a) ich hätte nur von der Ukraine gesprochen und nicht von Deutschland,

b) ich hätte ihnen herzlich gedankt, daß sie gekommen wären, obwohl das für sie doch schwer sei – und bei allem hätte ich nichts gegen den Kommunismus oder gar Rußland gesagt.

Ich habe mich sehr darüber gefreut.

Das ist ein Thema, zu dem bestimmte Menschen – zu denen auch ich gehöre – mehr als andere das Recht haben, Stellung zu nehmen. Diejenigen nämlich, in deren Leben eine Krone unmittelbar verankert ist. Wir haben sie auf Grund unserer Geburt auf den Lebensweg mitbekommen, weil unsere Vorfahren einst ihrer für wert befunden wurden. Und zwar vom eigenen Volk. Vom Volk in seiner Gesamtheit, nicht etwa von Parteien. So demokratisch im besten Sinne wie das „auf den Schild erheben" ist schon lange Zeit nichts mehr. Das Leben ist dazu heute viel zu anonym geworden.

Das Königtum – nach alten, deutschen Begriffen – beruhte auf der Wahl des Besten durch die Besten. Wenn überhaupt würde man heute durch die Erfolgversprechendsten die Populärsten wählen lassen. – Und auch dann nur, wenn ein Gesetz besteht, mit dem man sie jederzeit wieder loswerden kann, sobald sie wagen souverän zu handeln.

Schon als Gymnasiast habe ich Nachteile einstecken müssen, weil ich zu behaupten wagte, daß eine konstitutionelle Monarchie undeutsch ist, unhistorisch und ein Widerspruch in sich. Die Geschichte der restlichen Monarchien Europas während der letzten 50 Jahre hat mir Recht gegeben.

Die Tatsache, daß immer mehr Frauen in Europa regieren, beweist meines Erachtens wie unköniglich die konstitutionelle Monarchie wurde. An die Spitze des Staates, gehört kein Mensch, zu dem Männer galant sein müssen, wenn sie als Herren geachtet sein wollen – – – an die Spitze des Staates gehört ein Mann, vor dem auch die stärksten Männer Respekt haben. Dessen Vorbild sie nicht nur achten sondern auch fürchten. Den sie lieben,

weil sie niemals wagen könnten ihn zu hassen. Der „kraft" seines Amtes nicht nur regieren sondern auch herrschen kann. Dessen größte Macht aber seine menschliche Souveränität ist!

Ihn nennen wir einen echten König. Ihm gebührt die Krone und das Zepter und der Oberbefehl über die Waffenträger der Nation. Er wird niemals um die Gunst des Volkes buhlen, denn er wird niemals daran zweifeln, daß sie ihm zusteht und gehört. Und das zu recht. –

Weil ich so dachte, war ich immer im tiefsten meines Herzens „königstreu" – daß man das Monarchist nennen kann, glaube ich nicht. Das, was ich darunter verstehe, kann sich sehr wohl auch auf einen Kaiser beziehen, einen Herzog oder einen Fürsten.

Mein Vater war nur der Fürst eines kleinen Landes, oder besser gesagt Volkes. Aber nach allem, was ich durch meine Mutter von ihm erfuhr, bin ich ihm gegenüber „königstreu". Ebenso, – welch großes Glück für mich – erging es mir dem Bruder meiner Mutter gegenüber, dem Herzog von Sachsen-Altenburg. Es gab noch einen dritten, den ich allerdings leider nur wenig kannte – das war König Christian X. von Dänemark. – Viele Monarchen Europas – aus den letzten vierzig Jahren – waren nichts anderes als gekrönte Präsidenten, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß mancher Präsident während dieser Zeit weit mehr Regierungsgewalt und auch Autorität besaß als mancher regierende König. Ich denke zum Beispiel an Roosevelt, der weit mehr Macht in Händen hatte als Adolf Hitler.

Es ist nur natürlich, daß in Zeiten innerer Auflösung und Zerfalls viele namentlich der älteren Generation, aber auch solche jüngerer Jahrgänge glauben nur eine Monarchie werde wieder Ordnung bringen. Sie denken nicht daran, daß für jede wirkliche Ordnung eine gewisse

Bereitschaft dazu Vorbedingung ist. Es wäre ganz undenkbar heute in dem nun einmal schon gegebenen Chaos der Anschauungen eine andere Staatsform durchzusetzen. Und wenn man sie mit Gewalt durchzusetzen in der Lage wäre, sie würde ganz gewiß nicht funktionieren. Die Deutschen von heute sind viel zu materialistisch als daß man von ihnen mit einiger Aussicht auf Erfolg Gemeinschaftssinn, Verantwortungsgefühl gegenüber Volk und Staat und Nation fordern könnte, Disziplin, Ehrgefühl und absolute Wahrheit. Was in Jahrhunderten anerzogen war und in zwanzig Jahren abgewirtschaftet werden konnte, ist nur sehr schwer – wenn überhaupt – wieder zu reaktivieren.

Ich muß leider sagen, daß mindestens 50% der Angehörigen früher regierender Häuser in Deutschland heute die geistigen Voraussetzungen für eine Monarchie nicht mehr haben. Auch sie sind zu Opfern des marxistischen Materialismus geworden und haben sich mit der trostlosen Lage unseres Vaterlandes abgefunden.

Nur bei Hochzeiten und Beisetzungen versuchen sie noch dem Stil der alten Zeit einigermaßen zu entsprechen.

Im politischen Kampf aber sind nur die allerwenigsten von ihnen zu sehen. Und diese werden von den anderen mehr oder weniger als peinlich empfunden.

Auf der äußersten Rechten, wo sie – ihrer Tradition gemäß – ganz selbstverständlich hingehören würden, ist wohl kaum einer von ihnen. Wohl aber gibt es mehrere, die sich zum marxistischen Lager zählen. Daß sie einst begeisterte Nationalsozialisten gewesen sind und auch entsprechende Ränge bekleideten, haben sehr viele vollkommen vergessen. Wenn sie heute so tun als seien sie Adolf Hitler nur gefolgt, weil sie hofften er werde den Kaiser Wilhelm wiederholen, dann haben sie damals gelogen.

Und selbst wenn es wahr wäre, so würden sie damit nur zu erkennen geben, daß sie die Staatsform höher achten als das Volk. Sollte das bei ihnen auch heute noch der Fall sein? Ein paar Fürstlichkeiten als Beweis dafür, daß das Volk ohne Einschränkung insgesamt zum roten System hält und also auch von Seiten der Monarchisten keine Gefahr droht – kann den Machthabern des marxistischen Materialismus ganz recht sein – zumal vor den Stufen noch im Ausland stehender Throne.

Wer besonders heute „souveräne Menschen" für notwendig hält, notwendiger denn je in deutschen Landen – der muß sich auch dementsprechend verhalten. Tut er das nicht, so ist das in unseren Augen – speziell, wenn es sich um Träger adeliger Namen und Tradition handelt – oder gar um Mitglieder ehemals regierender Familien – ein Verrat am Volk.

Der Kampf kann heute nicht um eine Staatsform gehen, er gilt der Erhaltung des Staates überhaupt. Wir müssen kämpfen, damit überhaupt eine Ordnung gerettet wird, denn nur, wenn überhaupt eine Ordnung besteht, können wir das Beste aus ihr machen! Die Krönung des Werkes kann immer nur erfolgen, wenn das Werk vollbracht wurde und fest gemauert steht.

Damit das erreicht werden kann, gilt es die Kämpfenden frei zu halten von allem, was – an sich vielleicht sehr gut – von sekundärer Bedeutung ist. Dazu gehört auch das Problem Monarchie – wie so viele andere Probleme, die uns naheliegen. Nichts darf uns im Kampf um das Reich hemmen, was unser Volk wiederum spalten kann. Nur das allerwesentlichste wollen wir sehen, um möglichst stark zu sein!

Börne sagte: „Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See."

Nicht die Parteien entscheiden unser Schicksal, sondern vor allem Luft und Wasser, wie gesagt: „Wind und See."

So ist es in der großen Ordnung vorgesehen und wer dagegen verstößt, der hat das Nachsehen.

Daher wird der Sieg am Ende doch immer bei den Idealen sein und eben nicht bei der Materie – das ist unsere Gewißheit – das muß uns daher die Kraft geben als souveräne Menschen zu leben und zu handeln, souverän im Sinne der großen Ordnung, der Natur. Stärkeres kann es nicht geben.

Werbung oder Propaganda

Es gibt heute keine umfassendere und wirksamere Werbung als die des Fernsehens. Sie ist der durch die Presse, die früher an erster Stelle stand, um Vieles voraus. Ton und Bild sind dazu gekommen; Zeit und Raum spielen kaum noch eine Rolle. Und – was vom Standpunkt des Werbenden das Wesentlichste ist – es bieten sich sehr viel mehr, auch indirekt wirkende Möglichkeiten. –

Man konnte dem Handel und der Industrie keinen größeren Gefallen tun als Werbung in die Programme aufzunehmen: Das Natürlichere und daher weit Bessere wäre es jedoch gewesen, eine Welle für Reklame zu reservieren und in den übrigen Programmen keinerlei Werbeeinschaltungen zu erlauben. Warum hat man das nicht getan? Weil kaum jemand diesen Reklamesender eingeschaltet haben würde. Daraus geht hervor, daß die Reklame dem Publikum aufgezwungen wird.

Die „moderne Werbung" ist es, die den von dem marxistischen Materialismus-Kapitalismus geforderten Mas-

senmenschen bildet. Sie tut es, weil es für sie keinen größeren Profit geben kann und sie verpflichtet sich dadurch zugleich die Machthaber. Je mehr die Masse als solche sich durchsetzt, um so rentabler ist die Massenware – um so unübersichtlicher die Qualität und die hinter ihr stehende Verantwortung. An die Stelle des verantwortungsbewußten, einer bestimmten Kundschaft zugewandten und dieser dienenden, freien Handwerkes tritt die anonyme, allein auf Profit ausgerichtete Massenfertigung, deren Verkäufer das, was sie verkaufen, gar nicht zu beurteilen vermögen, – die also kein eigenes Urteil haben und mit Recht empfehlen können – sondern die nur wie Sprechapparate die ihnen eingepaukten Slogans weitergeben, gleich, wen sie vor sich haben. –

Heute ist es schon so, daß individuelle Wünsche so gut wie gar nicht mehr berücksichtigt werden, weil die Organisation des Handels keinen Raum für diese Berücksichtigung mehr vorsieht. Und das entspricht ihrem Prinzip. Das ist die letzte Konsequenz der Technisierung und gleichbedeutend mit Entmenschlichung – das krasseste Gegenteil von Demokratie.

Diese Entwicklung nahm ihren Anfang ungefähr in den Jahren 1919 bis 1923. Sehr bald folgte interessanterweise die erste große Inflation. Vom Jahre 1933 an hörte das schlagartig auf, weil das Handwerk sehr starke Impulse erhielt. Sie kehrte im Wirtschaftswunder der 50er Jahre wieder und hatte wiederum die Inflation im Gefolge. Ihr Tempo und ihre Intensität entsprachen sowohl während der zwanziger wie der sechziger Jahre genau der Machtentwicklung des marxistischen Kapitalismus und dem Mißbrauch des Staates wie der Demokratie. – Das ist um so beachtlicher als jeder Bürger, wenn er nur wollte, selbst diese Entwicklung beobachten konnte. Ich habe das viele Jahre hindurch sehr bewußt getan.

Herkunft und Erziehung schrieben mir vor, daß jede Angeberei nichts als schlechter Lebensstil ist. „Wer angibt, hat's nötig" – hat man uns schon in der frühen Jugend beigebracht und das ist genau richtig. – Angeben tut nur der, der fürchtet als das erkannt zu werden, was er ist. Angeberei ist der Ausdruck schlechten Gewissens. Die größten Angeber findet man in den Kreisen, die mehr oder weniger ungerechterweise, unverdient zu besonders viel Geld gekommen sind. Zum Beispiel in und nach den beiden Weltkriegen die sogenannten „Kriegsgewinnler". Leute ohne Bildung und Kinderstube, die glaubten durch Geld bessere Menschen sein zu können und zu müssen. Sie wurden zwangsläufig zu Angebern, weil sie das einzige, was sie vorzuweisen hatten – anstatt Benehmen und Bildung – eben das Geld – so deutlich wie möglich zeigten. Nur aus dem Grund protzten sie mit Autos, Kleidern, Häusern, Diamanten und, wenn möglich, mit adeligen Hausfreunden. – Auf diese Sorte Menschen richtete sich nach beiden Kriegen die Mode – ja, der ganze Handel ein. Sie wurden durch die Massenmedien zum Vorbild gestempelt. Ihnen brauchte man keine Individualität zugestehen, denn sie wußten nichts davon. Für sie erfand man den Begriff des „süßen Lebens", der in seiner ganzen Widerwärtigkeit genau in den Bannkreis der Massenmenschen als Ablenkung hineinpaßte.

Da es in „modernen" Kriegen Kriegsgewinnler in fast allen Branchen geben kann, ist der Kreis dieser Leute nach dem Zweiten Weltkrieg besonders groß und umfassend gewesen. Da alle Organisationen, vor allem diejenigen politischen, kulturellen und sportlichen Charakters stets an Geldmangel leiden, hatten die Kriegsgewinnler es sehr leicht auf diesen Umwegen zu gesellschaftlicher Geltung zu kommen, bald sogar unentbehrlich zu werden. Im Zeichen des Wirtschaftswunders vervielfachte sich der

Wert des Goldes obendrein, so daß diese Leute geradezu tonangabend wurden. Daß solche Menschen absolute Materialisten waren – und sind – ist nicht verwunderlich, sind sie doch alles, was sie sind, ausschließlich durch das Gold und durch den Mißbrauch des Glaubens wie der Ideale.

Natürlich sind sie dem Gold, in dessen Klauen sie sich befinden, voll und ganz verpflichtet. Ihr Leben ist darauf ausgerichtet.

Nicht nur das ihrige, auch das ihrer Familie und ihres Freundeskreises – sowie aller jener, mehr oder weniger, welche durch die Massenmedien auf diese Menschen dressiert sind. Wer die politische Haltung der Parteien während der zwanziger und der sechziger Jahre verstehen will, muß diese Kategorie der Kriegsgewinnler berücksichtigen. Ihr Geld und ihre Werbewirksamkeit sind nicht zu unterschätzen. Solche Menschen sind gegen alles, was nicht zu kaufen ist, es sei denn, sie sind davon überzeugt, daß sie es nur dann mit der Zeit zu kaufen vermögen, wenn sie vorübergehend zum Schein mitmachen. So ist es zum Beispiel mit der Wehrmacht. Da sie sich im Krieg um ihren Fronteinsatz gedrückt haben, um ihrem „kriegsentscheidenden" Heimateinsatz zur Herstellung von Schokolade, Trachtenkostümen, Brillantkolliers und Parfums etc. sich widmen zu können, haben sie vollstes Verständnis für die Kriegsdienstverweigerer, – und die christlichen Kirchen. Sie haben ihren ganzen Reichtum nur der Tatsache zu verdanken, daß Millionen andere das Deutschland durch Einsatz ihres Lebens verteidigten, in dem sie über alle Maßen verdienten. – Das haben sie längst vergessen. Sie waren angeblich immer für den Frieden und sind heute bereit für dieses Phantom ganz Deutschland zu verkaufen, – wie sie damals bereit waren andere bis zum letzten kämpfen zu lassen, damit sie selbst

bis zum letzten verdienen konnten. Der Geist jener Leute ist es, der uns täglich feindlich entgegentritt. In scheinbar ganz unpolitischer Beziehung. Sie sind die Typen dessen, was wir Kapitalisten nennen, weil sie das Kapital mißbrauchen. Sie haben das Kapital des Volkes in Kriegs- und Friedenszeiten auf das Schandbarste mißbraucht und tun es weiter. Wenn ich von all den vielen Großkaufleuten und Industriellen der kaiserlichen und auch der Hitlerzeit einen der vorbildlichen hingegen nennen soll, dann muß ich an den Besuch erinnern, den ich mit Hitler und Dr. Goebbels zusammen um die Mitte der dreißiger Jahre auf dem Hügel bei Essen im Hause des alten Herrn Krupp von Bohlen und Halbach machen durfte. Wir waren damals alle voll ehrlicher Bewunderung für jenen so sehr an Geld und Macht reichen Mann, dessen hervorstechendste Eigenschaft seine souveräne Bescheidenheit war. „Ein Preuße!", sagte damals Dr. Goebbels und ich glaube, das war die kürzeste und treffendste Charakteristik. Nach ihm gab es nichts ähnliches mehr.

Den Menschen, die um jeden Preis Geld verdienen wollen – schon weil sie mit solchen Methoden aus einem Nichts reich wurden – denen ist es gleich, mit was sie verdienen. Ihnen ist die Ware und deren Verwendung uninteressant. Ihnen sind die Menschen uninteressant, welche für sie arbeiten. Und ihnen sind die Mittel sowie die Methoden egal, welche angewandt werden, um das Letzte aus dem Geschäft „herauszuholen". Vom Volk gar nicht zu reden.

Es interessiert sie daher auch nicht, was das Volk braucht oder gar gerne besitzen möchte. Der Geschmack des Volkes ist ihnen peinlich, denn er würde ihnen ein Spiegel sein, in dem sie etwas Beängstigendes zu sehen bekommen. Den „königlichen Kaufmann", der vor allem ein souveräner Mensch zu sein hatte, – so wie es ihn einst

gerade in den Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg gab – den gibt es schon lange nicht mehr, es sei denn zuweilen in der Reklame solcher, die das nicht wert sind. Seit dem wirtschaftlichen Aufschwung der fünfziger Jahre, der nur durch die letzten Idealisten möglich war – denen man aber nie dankte, weil sie aus einer ganz anderen Zeit stammten und man selbst die Lorbeeren nötig hatte – seit jenem „Wirtschaftswunder", das absolut kein Wunder war, sondern nur unverständlich für jene, die eben niemals unser Volk geliebt hatten, – seit jener Zeit verdient man am meisten da, wo es darum geht Ideale zu vernichten und die unbedingt dazugehörigen Menschen! Das ist die erschütterndste Tragik dieser Nachkriegszeit. Sie greift, – ob erkannt oder nicht – bis in die Familie hinein und droht unser Volk zu zerstören.

Gerade der deutsche Mensch war immer stolz auf seine Eigenart. In jedem von uns meldete sich immer wieder etwas vom Michael Kohlhaas sowohl wie vom Faust. Aber diese beiden passen absolut nicht in das Geschäft jener Typen, die Christus aus dem Tempel jagte.

Wie gern würde ich jenen seidigen, – oder sogar halbseidenen Gestalten, angeblich männlichen Geschlechtes, – die als verwöhnte und ebenso arrogante Söhne der Originalkriegsgewinnler „süßes Leben" und skrupelloses Geschäft zu vereinen trachten, mit den Worten des Paracelsus – aus dem 16. Jahrhundert entgegentreten:

„Verrecken will ich, wenn du Hippokrates Nachttopf zu tragen
Würdig wärst oder zu hüten meine Schweine, du Nichtsnutz!
Was schmückst du Dohle dich denn mit Federn, die du gestohlen?

Doch: dein winziger Ruhm, trügerisch, währt ja nur kurz.
Was willst du lesen? Es fehlten die fremden Worte dem dummen
Mundwerk, und schon setzte aus, was du als Werk dir nur stahlst.
Was willst du tun, du Tor, durchschaut von außen und innen,
Da man richtig dir riet, dich zu erhängen am Strick?"

Es sind die Mörder des deutschen Handwerks gemeint. Jene, die alles auf den gemeinsamen Nenner „Masse" bringen und den Menschen zur Nummer degradieren, entmündigen, versklaven.

Der falsche Rhythmus in unserem „fortschrittlichen" Leben scheint mir sehr viel verhängnisvoller als allgemein angenommen wird. Er trennt uns von dem Rhythmus, mit dem wir bisher zu leben gewohnt waren. Manche wollen – und können sich davon nicht trennen lassen. Das ist keine politische Frage, wie die meisten glauben. Es geht das tiefer. Es ist ein menschliches Problem und zwar eines von großer Bedeutung. Die Tatsache, daß wir Menschen bis jetzt viel zu wenig darüber wissen, gibt uns nicht das Recht, darüber hinweg zu sehen. – Ist es nicht beachtenswert, daß dieser falsche Rhythmus – wie wir ihn alle heutzutage bei uns in Deutschland, vor allem in der Bundesrepublik erleben, auf den scheinbar verschiedensten Gebieten zu gleicher Zeit Unheil stiftet.

Es handelt sich ja nicht allein um das Problem der Jugend. Gleichzeitig stieg die Kriminalität in bisher nie für möglich gehaltenem Ausmaße und mit einem Übermaß an Brutalität an. Interessanterweise überschneidet es sich zeit- und stellenweise mit dem Problem der Jugend, ebenso wie mit dem der Massenmedien.

Wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß das alles zusammen gehört und wir versuchten lange, den gemeinsamen Nenner dafür zu finden. Und da kam ich in den Bereich jener Überlegungen, die ich schon zu Zeiten meiner Kriesggefangenschaft, im IMT Nürnberg zum ersten Mal schriftlich fixierte. Der letzte Anlaß dazu waren erste Berichte aus dem Deutschland, das außerhalb unserer dicken Gefängnismauern, wenn auch äußerst schwach und kümmerlich, so dennoch geblieben war. Es spielte dabei aber noch ein bestimmtes, dickes Buch eine Rolle, das zwar nur ein Wrack war – mir aber als eine wertvolle Lektüre erschien. Es handelte sich um Margaret Mitchell's „Vom Winde verweht".

Dort las ich, wie nach dem Bürgerkrieg die Jankey's der Nordstaaten den Süden besiegten – und dann zu zerbrechen bemüht waren. Ich las das Buch mit größtem Interesse, besonders darum, weil Dr. Goebbels mir kurz vor dem Ende sagte, in diesem Buch könne man finden, was mit den Deutschen geschieht, wenn sie den Krieg verlieren. Tatsächlich mußte ich ihm dann Recht geben. Es kam so – nur noch viel schlimmer. Nie vergesse ich den 103. Psalm, der auf der ersten Seite des Buches zu lesen steht und der heißt:

„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras,
erblühet wie eine Blume auf dem Felde;
wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da,
und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

So sollte es nicht nur den Nationalsozialisten sondern allen gehen, denen das Volk die natürliche Ganzheit ist, in die sie geboren wurden, um für sie zu leben und dadurch vollkommener zu werden.

Man klagt in der Bundesrepublik und im Ausland zum Teil seit vielen Jahren über die Mauer in Berlin. Gewiß ist sie und die blutende Zonengrenze der DDR ein großes

Unglück für alle Deutschen. Aber die Sieger des Zweiten Weltkrieges haben gleich nach Beendigung des Krieges eine Mauer durch das deutsche Volk gezogen, die viel größeres Unglück brachte. Daran sollte auch einmal gedacht werden. Sie wurde zum Anfang all dessen, was ich hier in wenigen Beispielen andeutete – – – zur Vermassung unseres Volkes, zur Entmenschlichung durch den marxistischen Materialismus – – – zum Herausreißen der Seele unseres Volkes. Der Anfang wurde in Nürnberg gemacht, als man Millionen Deutsche vor aller Welt zu Verbrechern stempelte, weil sie glaubten als Deutsche leben und kämpfen zu müssen. Diese traurige Tatsache, im Verein mit der gleichzeitig erfolgten Auflösung Preußens, war – politisch und seelisch gesehen für unser Volk die schlimmste Mauer. Auch sie trennte das Volk in zwei Teile.

Wenn das deutsche Volk damals zum großen Teil der Anklage Glauben schenkte, so lag das daran, daß es erfahrungsgemäß nicht für möglich hielt, daß Staaten – und zudem noch vor ordentlichen Gerichten – sich der Unwahrheit bedienen würden. Die Deutschen glaubten der Feindpropaganda, weil sie ein unerschütterliches Vertrauen in deutsche Propaganda hatten und auf das, was ihnen nun von draußen serviert wurde – nicht von Seiten der Reichsregierung vorbereitet worden waren. Dem deutschen Volk war viel zu wenig gesagt worden über die Verleumdungen, die seit Jahren – zum Teil von deutschen Emigranten – aus dem Ausland fortgesetzt ausgestrahlt wurden. Ich habe während des Krieges manche Aufzeichnung im Ministerium darüber gemacht, daß man doch das Abhören der Feindsender erlauben solle und sie immer sofort durch Tatsachen beantworten, die jeder nachprüfen kann. Aber man fürchtete, ein solches Verfahren könne die gefährden, die sich als anfällig zeigen.

Wer weiß denn noch, was uns Deutschen damals alles vorgeworfen wurde? Die Anklage konnte nicht schlimmer sein als sie war. Es verschlug uns zunächst allen den Atem. Unser aller Wort galt nichts mehr. Und an Beweismaterial kamen wir oft gar nicht heran. Bis heute hat die Weltöffentlichkeit noch nicht einmal den Inhalt jener mindestens vier Friedensvorschläge erfahren, die während des Krieges – zu Zeiten, als das Deutsche Reich siegreich war und auch später – den Gegnern offiziell gemacht wurden. Diese zu zeigen, wäre von außerordentlicher Bedeutung sowohl für das deutsche Volk wie für den Frieden in der Welt, denn ohne Ehre gibt es niemals wirklichen Frieden. Wir wissen, daß diese Friedensangebote fair und großzügig gewesen sind, – daß sie abzulehnen unmöglich gewesen wären – hätte man sie veröffentlicht. Der Geist, aus dem heraus sie geschrieben wurden, war sicher nicht derjenige, der den Krieg wollte. Der Geist, der diese Friedensangebote im Stadium des Sieges, zum Beispiel an England machte, war absolut in Ordnung und ganz sicher nicht verbrecherisch. Diesen Geist abzulehnen, indem man seine Angebote nicht einmal offiziell zur Kenntnis nahm, war gegen jede Regel völkerrechtlicher Gepflogenheiten und Grundprinzipien. Es fragt sich, ob ein solches Verhalten gegenüber diesen Angeboten nicht die Schuld an alledem trägt, was nach diesen Angeboten im Kriegsgeschehen sich ereignete. Handelte von diesen Verträgen an die deutsche Reichsregierung – weil sie eben nicht zur Kenntnis genommen wurden – in Notwehr?

26 Jahre nach dem Kriegsende weiß das deutsche Volk noch nicht einmal annähernd, in wieweit die Anklagen von Nürnberg auf Wahrheit beruhten. Vieles ist, trotzdem es uns heute noch kaum möglich ist, die wichtigsten Beweise aus der Hand der ehemaligen Gegner und heutigen

Verbündeten, zu bekommen, schon als unwahr festgestellt worden. Wir schließen daraus, daß auch andere Anklagepunkte von Nürnberg nicht auf Wahrheit beruhten. Das müßten die möglich machen, in deren Händen die dazu notwendigen Akten sich befinden.

Ich habe hier Hinweise gebracht, mit denen ich klarstellen will, warum wir Deutsche – vor allem die ehemaligen Nationalsozialisten – tatsächlich nicht in der Lage waren, den heute noch in der ganzen Welt kursierenden böswilligen Verleumdungen entgegen zu treten. Solange ein ganzes Volk so verleumdet werden kann und darf, – solange daher unser Volk unter einem schlechten Gewissen zu leiden hat – kann von einem „freien" Volk der Deutschen und einem echten Frieden in Europa keine Rede sein, denn Recht und Freiheit, der Menschen Würde und Ehre sind und bleiben immer abhängig von der Wahrheit. Das zu berücksichtigen ist von entscheidender Bedeutung, wenn wir die souveränen Menschen fordern, ohne die unser Reich niemals wieder Wirklichkeit werden kann.

Eingangs habe ich versucht aufzuzeigen, wie machtlos wir gegenüber der Werbung sind, die heute unser alltägliches Leben bestimmt. Ich habe gezeigt, wie die deutschen Menschen entseelt werden. Wie an die Stelle der Ganzheit Volk die willenlose, unmenschliche Masse treten soll. Dann kam ich vom Einzelmenschen zum Volk. Zu dem, was man unserem Volk antat und heute noch antut, um es im Ganzen auch willenlos zu machen. Ich beschrieb, wie man es machte, ihm für alle Zeiten ein ganz schlechtes Gewissen einzuimpfen. So unmenschlich ist, glaube ich, noch nie mit einem Volk verfahren worden. Auf Seite 453 in VOM WINDE VERWEHT heißt es u. a. wörtlich:

– – – Sie können Tara doch nicht unter den Hammer bringen – – –". Seine gutmütigen, blauen Augen enthielten mehr Haß und Bitterkeit, als sie ihnen zugetraut hatte. Es war von dem Landsitz Tara die Rede, welchen die Yankee's diesen Menschen wegnehmen. „Nicht? Sie können es, sie tun es, und sie tun es sogar gern! Miss Scarlett, unser Land ist schnurstracks zur Hölle gefahren. Die Schieber und Lumpen dürfen stimmen und die meisten von uns Demokraten nicht. In diesem Staat hat kein Demokrat das Stimmrecht, wenn er im Jahre 65 mit mehr als zweitausend Dollar zu Buch gestanden hat." – – – .....

„Niemand hat Stimmrecht, der im Krieg Oberst oder etwas Höheres war, und ich möchte wetten, Miss Scarlett, gerade aus Georgia haben es mehr bis zum Oberst gebracht als aus irgendeinem anderen konförderierten Staat. Und niemand hat Stimmrecht, der unter der konföderierten Regierung Beamter war, damit fallen wieder alle vom Notar bis zum Richter aus, und die Wälder stecken voll, von solchen Leuten. So wie die Yankee's den Treueid abgefaßt haben, kann überhaupt niemand, der vor dem Krieg etwas war, heute stimmen, die Tüchtigen nicht, die Vornehmen nicht, die Reichen nicht. – Hah, ich könnte stimmen, wenn ich ihren verfluchten Eid leisten würde. Ich hatte 65 kein Geld, und ganz gewiß war ich kein Oberst oder sonst etwas von Bedeutung, aber ich leiste den Eid nicht, darauf können die Kerls sich verlassen" – ..... „Ich leiste den Eid nicht, und wenn ich nie wieder stimmen sollte. Aber solche Schufte wie Jonas Wilkerson und Hilton und solch Bettelpack wie die Slatterys und McIntoshs, die können stimmen, die sitzen jetzt an den leitenden Stellen." .... „Und ein Neger kann einen weißen Mann umbringen, ohne dafür gehenkt zu werden, und er kann eine weiße Frau ...." ... Er hielt betroffen inne, und beide dachten an das Schicksal einer einsamen, weißen Frau auf der abgelegenen Farm bei Lovejoy. „Alles können die Nigger uns antun, und die Freilassungsbehörden und die Soldaten stehen mit ihren Gewehren hinter ihnen, und wir können nicht einmal stimmen."

Auch wer ohne Belastung besonderer Art aus der furchtbaren Mühle der sogenannten Entnazifizierung nach jahrelanger Quälerei hervorgegangen war, blieb doch im öffentlichen Leben ein Bürger 2. Klasse. Und das traf gerade die souveränen Menschen unseres Volkes – diejenigen, die durch Ideale stark genug waren selbst in schlechtesten Zeiten unabhängig zu bleiben! Denen der Staat als solcher unantastbar war. Und die aus Liebe zum Volk unsagbare Opfer materieller und ideeller Art gebracht hatten – und auch in Zukunft zu bringen bereit waren.

Niemand wäre brauchbarer zum Neubeginn gewesen als gerade sie. Nach unserer Ansicht und tatsächlich – nicht aber nach Ansicht der neuen Machthaber. Wie sollten sie mit Menschen arbeiten wollen, die niemals zu kaufen sein würden? In einer Zeit, da der Tanz um's goldene Kalb das Leben bestimmen sollte.

„Allen habt ihr die Ehre genommen, die
gegen Euch zeugten;
aber dem Märtyrer kehrt später sie
doppelt zurück."

Goethe und Schiller, Xenien

Verwöhnte Jugend

Zu verwöhnen, wen man liebt, ist leicht und kein Verdienst – – – zu verwöhnen, wen man aus irgend welchen triftigen Gründen ablehnt, ist wider die Ordnung und kann daher nur schlechte Rückwirkungen auslösen.

Man tut heute so als sei dies ein neues Problem, ein Problem dieser „fortschrittlichen" Zeit. Wer an ein so wesentliches Problem mit einer solchen Unwahrheit

heran geht, befindet sich von vornherein auf dem falschen Wege. Die Frage, – wieweit es richtig ist, die Jugend zu verwöhnen, – dürfte so alt sein wie die Menschheit.

Noch heute sprechen wir von einer „spartanischen" Erziehung, die einst einem kleinen Volk auf kargem Boden unverhältnismäßig viel zu erreichen und glücklich zu leben erlaubte. Die aristokratische Erziehung machte das kleine Volk von nur 11000 Menschen so stark, daß es schließlich in ganz Griechenland führend wurde und dieses entscheidend gegen die Übermacht der Perser zu schützen in der Lage war.

Noch zur Zeit meiner Jugend lehrte man in den Schulen, daß das Volk von Sparta uns Vorbild sein solle. Obwohl es bei uns keine Heloten gab und geben konnte. – Zugleich erzählte man uns, daß der spätere große König Preußens von seinem Vater mit grausamer Strenge erzogen worden sei. Doch, wer um die Wahrheit weiß, dem ist es klar, daß eben dieser Soldatenkönig es gewesen ist, der aus diesem, seinem Sohne einen Menschen höchsten Verantwortungsgefühls machte – einen Mann, der tapfer genug war, im Kampf mit dem Leben zu bestehen, – sonst hätte er nicht am Ende seiner „Ode an die Preußen" so herrlich gesagt:

„Mannestaten ohnegleichen
Zu dem Bau des Reiches Stein auf Stein;
Hört denn, Helden! Ehren, sie verpflichten:
Hüter eures Werkes müßt ihr sein!
Rastlos, rastlos, Sturmgefieder!
Ist's zur Höh' auch nicht mehr weit.
Säumst du einmal, sinkst du nieder –
's ist das Los der Sterblichkeit! –

Doch vergeßt auch nicht des höheren Ruhmes:
Wie ihr im Triumphe aufwärts steigt,

Krönt euch jede Zier des Menschentumes,
Wenn ihr milden Sinn und Großmut zeigt!
Die bezwungnen Feinde sollen
Mehr denn eurem Mut im Streit
Eurer höheren Sittlichkeit
Ehrfucht und Bewunderung zollen!"

Von ihm konnte man – vor allem in bezug auf seine Jugend – sagen:

„wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Diese Verse schrieb die Königin Luise – aus Goethes „Wilhelm Meister" (2,13) auf der Flucht nach Königsberg am 3. Dezember 1806 zu Ortelsburg in ihr Tagebuch ein, – hier wollen wir noch die folgenden ergänzend bringen, weil sie so gut das Bild abrunden:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden." – – –

Ja, es ist eine schwere Schuld, die sich die Eltern aufladen, wenn sie ihre Kinder zu sehr verwöhnen anstatt sie zu erziehen. Wenn sie immerfort Nachsicht üben statt Vorbild zu sein und zugleich Folgsamkeit zu fordern.

Wir erleben es doch heutzutage ringsum und zu jeder Zeit, was die verwöhnten Kinder, kaum daß sie einigermaßen erwachsen sind, ihren Eltern antun. Und selbst dann werden die Eltern nicht klug. Sie geben immer mehr und mehr nach – bis ihnen die Mittel dazu fehlen und auch die Nerven. „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden." Und allzu große Nachgiebigkeit ist letzten Endes gar nichts anderes als Feigheit vor der Verantwortung.

Ist der aus dem Zeitgeist geborene, höchst naturwidrige, immer wieder von Neuem unternommene Versuch mit Geld unter Aufopferung jeglicher Forderungen aus Anstand und Idealen, Verantwortung gegenüber Familie und Volk, die Kinder zu behalten und zu retten.

Was tut denn die Schwalbe, wenn sie ihren Kindern das Fliegen beibringen muß? Sie macht es ihnen mehrmals vor. Einige der Kleinen machen es ihr bald nach und es dauert nicht lange bis sie sich „frei" geflogen haben. Oft aber gibt es etwas zurückgebliebene, schwächere Schwälbchen, die sich nicht getrauen abzuspringen von dem hochgespannten Telegraphendraht. Ihnen machen die Eltern dann nochmals vor, wie es geschehen muß. Wenn sie dann aber immer noch nicht folgen, werden sie hinuntergestoßen. Meist können sie dann – aus der äußersten Not heraus – doch fliegen. Tun sie es aber nicht – was ich auch schon beobachten konnte, dann stürzen sie ab und sind tot. Die Natur sorgt stets für Auslese, weil sie genau weiß, daß aus Halbheiten in der Erbfolge niemals Ganzheiten werden, weil eben alle Schuld sich auf Erden rächt. Nur der „moderne" Mensch ist so unnatürlich in seinem Denken und Handeln, daß er sich nicht scheut, die Lebensunfähigen mit dem Geld der Lebensfähigen mehr oder weniger künstlich zu erhalten, so daß das Leben der Lebensfähigen dadurch erheblich erschwert wird. Die sogenannte Barmherzigkeit kann zum Verbrechen werden. Dann nämlich, wenn sie der Meinung ist, klüger sein zu sollen als die Natur und ihre ethischen Gesetze.

Es ist die natürlichste und unabdingbare Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen. Eine Mutter hat kein Recht in Arbeit zu gehen solange sie dadurch die Erziehung ihrer Kinder wesentlich vernachlässigt. Es steht ihr von Natur aus auch keineswegs zu, sich um die Ver-

antwortung für ihre Kinder dadurch zu drücken, daß sie die Kinder anderen anvertraut. Die Großeltern sind meist zu alt, um die Kinder erziehen zu können und fremde Personen haben dazu weder ein Recht noch eine Pflicht. Die Schule ist zum Lernen aber nicht für die Erziehung der Kinder geschaffen worden, schon deshalb nicht, weil die Erziehung eine rein individuelle Angelegenheit ist und sein muß. Ihre Aufgabe ist es, im Kind den Menschen zu erkennen, zu berücksichtigen und darauf die Bildung aufzubauen. Der Mensch aber, der zu erkennen ist, ist noch ein Kind, nicht irgendein Kind – sondern das Kind dieser Eltern, bestimmter Groß- und Urgroßeltern und so weiter in die Jahrhunderte, Jahrtausende. Nur die Eltern können das alles nach Kräften berücksichtigen. Die Natur hat ihnen die Gabe dazu gegeben. Sie müssen wissen, daß alle Versäumnisse in der Erziehung sich eines Tages gegen sie selbst auswirken. – Daß aber alles, was sie richtig tun im Zeichen der natürlichen Ordnung, auch ihnen zum Vorteil gereicht. Auch das Leben des Kindes in der Schule muß von den Eltern überwacht werden. Die Eltern dürfen sich nicht damit abfinden, wenn die Lehrer zu ängstlich sind das Rauchen – den Alkohol – und die Drogen zu verbieten. Alles, was nicht den Unterricht direkt angeht, ist vornehmlich Sache der Eltern.

Dürfen die Eltern zulassen, daß die Schule in gröbster Weise – wie es heute zum Beispiel in Bayern geschieht – und wahrscheinlich genau so in anderen Ländern – die ihr anvertrauten Kinder gesundheitlich schädigt? Gewiß nicht. Aber sie tun es. Ich habe selbst festgestellt, daß Mädchen im Alter von zehn Jahren und weniger täglich zur Schule und zurück 8 bis 10 Pfund Schulbücher, Schreibzeug etc. zu schleppen hatten. Der befragte Arzt erklärte mir, daß diese Belastung, – stets in gleicher

Weise getragen – absolut ausreicht, im Laufe der Jahre eine Verformung des Beines und damit auch der Hüfte herbeizuführen.

Ich habe festgestellt, daß die Kinder dort nur zwei Stunden Turnen in der Woche haben, hingegen drei Stunden Religionsunterricht. Daß sie in den wenigen Turnstunden so gut wie keinen Sport treiben, sondern Spiele spielen – und daher durchschnittlich eine sehr schlechte, körperliche Haltung haben.

Ich habe festgestellt, daß man den Kindern im Unterricht ein Bild der deutschen Vergangenheit vermittelt, das in vielerlei Beziehung unwahr ist und einer Verleumdung des deutschen Volkes zumindest nahe kommt.

Ich habe festgestellt, daß die Kinder in verschiedenen Lehrfächern – von verschiedenen Lehrkräften – gleichzeitig sexuell aufgeklärt werden. Auch der Pfarrer fühlt sich dazu verpflichtet. – Gerade diese Aufklärung ist aber die ureigenste Aufgabe der Eltern und nicht fremder Personen – als die man die Lehrkräfte einer Schule in diesem Zusammenhang unbedingt bezeichnen muß. Zumal dann, wenn man erfährt, was die den Kindern sagen.

Ich habe ein Buch gelesen, das zum Beispiel im Land Schleswig-Holstein die Lehrer sozusagen als Anleitung für die ihnen übertragene Sexualaufklärung auf Veranlassung des Staates bekamen. In diesem Buch wurde zum Beispiel den Schülern und Schülerinnen gesagt, sie sollten keinen Respekt vor den Lehrern und Lehrerinnen haben, denn die würden selbst ein völlig hemmungsloses Geschlechtsleben führen. Man schilderte den Kindern nicht das normale sondern das anormale Leben und zwar in einer absolut obszönen, gemeinen Weise.

Wer das Buch las, hatte nicht den Eindruck, daß es der Aufklärung dient sondern daß es um der Gefährdung der Kinder willen geschrieben wurde. Nicht um die Kinder

zu schützen – sondern um sie widernatürlich zu beeinflussen. Daß ein Großteil der Jugend heute verkommt, teils sogar ruiniert und nicht mehr zu retten ist – daran sind nicht zuletzt auch sehr viele Lehrer und Lehrerinnen schuld. Und die Eltern, welche rechtzeitig hätten einschreiten müssen. Was sind das doch alles für schlechte Demokraten! Was sind das für miserable Christen! Das materialistische Denken und Handeln hat sie zu Sklaven des sogenannten „Fortschritts" gemacht. Sie sind zu bequem und zu ängstlich geworden ihre Kinder zu schützen. Verantwortungsgefühl, Ehrgefühl, Treue und Liebe bedeuten ihnen nichts mehr. Sie leben, um zu verdienen – und sie verdienen – nicht etwa, um ihren Kindern einst ein gesichertes Dasein zu schaffen – sondern um anzugeben und zu genießen.

Damit die Kinder dieses völlige Versagen ihrer Eltern möglichst nicht übel nehmen, läßt man ihnen jede gewünschte „Freiheit" und kommt sich dabei selbst noch „fortschrittlich" vor. Die Massenmedien und der Staat sorgen dafür, daß der marxistische Materialismus sich immer mehr festsetzt. Man braucht nur zu studieren, was Karl Marx über die Frau und Mutter schrieb, dann weiß man, daß dies alles niemals für unser Volk gut auslaufen kann.

Ich habe jahrelang getestet, welche Art Kinder sich auf den Schulen am schlechtesten verhalten und welche Kinder am entschiedensten gegen ihre Eltern stehen. Es sind genau diejenigen, die zuhause und auch später am meisten von ihren Eltern verwöhnt wurden: Kinder reicher oder zumindest wohlhabender Eltern. Nicht zuletzt deswegen, weil sie viel zu viel und viel zu nahrhaft zuhause zu essen bekamen, damit das „arme" Kind nur ordentlich groß wird. Groß ist es geworden, riesengroß sogar vielleicht – aber gerade durch diese sinnlose Aufpäppelei ist es stumpfsinnig geworden, entsetzlich faul

und dreckig. Gerade darum sind die Jungens mädchenhaft und die Mädchen jungenhaft, viele von ihnen – eben die eklatantesten Fälle. Und weil sie selbst doch irgendwie empfinden, wie wenig sie sind – trotz aller Angeberei – sind sie hin- und hergerissen zwischen Schwermut und Aggression, aber zu beidem reicht es nicht –, nicht ganz. Und so bringen sie es zu nichts als einem liederlichen, völlig unnützen und entmutigenden Leben. Hätte der Vater seine Kinder nicht verwöhnt sondern ihnen offen und ehrlich gesagt, wie alles immer war, ist und sein wird – alles wäre anders und selbst die Lehrer wären besser. Vorbild ohne Autorität ist ein Unding. Wer das nicht einsieht, kennt die Natur nicht.

Die Geschichte der deutschen Schulen der letzten zwei Jahrzehnte ist gekennzeichnet durch den Abbau der Autorität und Konzessionen an die Schüler. Man könnte fast sagen, daß die Schüler bestimmend geworden sind, zumindest indirekt.

In meiner alten Schule, einem einst besonders angesehenen Gymnasium, erschien in der Schülerzeitung ein von der Schulleitung prämiierter Aufsatz, der in der Feststellung gipfelt, daß Kritik die höchste Pflicht des modernen Menschen sei. Weiter kann eine Jugend wohl sich nicht von sich selbst entfernen! Selbstverständlich war nicht die Kritik an sich selbst – sondern diejenige an den Erwachsenen, erfahrenen – wissenden Menschen gemeint. Und genau diese prämiierten den Aufsatz. Auch dies, so scheint mir, beweist, was aus der verwöhnten Jugend geworden ist.

Verantwortungslose Eltern lassen ihre Kinder im Fernsehen anschauen was immer sie sehen wollen. Das ist der sicherste Weg, Verbrecher zu züchten. In einer Welt, die total auf Genußleben ausgerichtet ist, gibt es in solchen Fällen nur ein Mittel der Abschreckung: die Todesstrafe

für den Täter und eine harte Strafe für die verantwortungslosen Eltern. Das aber wird nicht möglich sein solange der marxistische Materialismus sich alles erlauben kann, weil er absolut herrscht.

Sicher werden jetzt etliche Leser sagen: Todesstrafe lehnen wir ab! Dann fragen wir sie, diese Leser; wollen sie weiterhin dazu beitragen, daß all das Entsetzliche auch in Zukunft geschieht, was durch die rechte Strafe hätte verhindert werden können? Wollen sie sich tatsächlich indirekt mitschuldig machen, indem sie zusehen, wie diese Bestien von Menschen auf Kosten des Staates mehr und mehr offiziell „verstanden" statt gestraft werden? Wieso sind gerade sie gern bereit ihre politischen Gegner ohne jede Rücksicht auf Erbgut, Gesinnung und Veranlagung, Gesundheit usw. und Motive lebenslänglich zu bestrafen? Ist man nicht heute oft viel strenger gegen die Polizei als gegen die Gewaltverbrecher?

Ich bin keineswegs der Meinung, daß Jugendliche – allein ihrer Jugend wegen, viel geringer bestraft werden sollen. Im Gegenteil! Die jungen Leute, die alte, erfahrene, um die Gesellschaft und das Volk verdiente Menschen, gar ihre Eltern umbringen, verdienen ganz besonders streng bestraft zu werden, denn sie haben in erhöhtem Maße gegen die Menschlichkeit, gegen die menschliche Würde und gegen Dankbarkeit und Liebe verstoßen. Ihr Verbrechen ist noch schwerer als das eines Erwachsenen. Und sehr viele von ihnen werden nur aus Angeberei zu Verbrechern. Auf die Jugend macht nichts einen stärkeren Eindruck als wenn Jugendliche schwer bestraft werden – und nichts ermuntert sie so, als die Tatsache, daß die Strafen äußerst milde ausfallen! Ja, diese mehr oder weniger verkommene Jugend, die doch im Rahmen der Gesamtjugend eine weit größere Rolle spielt als ihr nach der Zahl auch nur annähernd zukommt – – – sie

legt der Justiz das freundliche Entgegenkommen und die sehr milden Strafen als Zeichen von Schwäche und sogar schlechten Gewissens der Gesellschaft aus! Als Aufforderung zu anarchistischem Vorgehen. Etwas anderes bedeutet doch das skandalöse Benehmen jener Gruppen in den Gerichtssälen der Bundesrepublik nicht. „Die haben ja Angst vor uns – die Minister und die Richter – wir können uns ja alles leisten", so sprechen sie es aus, und dementsprechend handeln sie auch, sogar während der Gerichtsverhandlung, ganz gleich wo sie ist und wieviele Hundertschaften Polizei dazu eingesetzt wurden. Ist man sich nicht darüber im klaren, daß jede hingenommene Beleidigung des Staatsanwaltes und des Gerichtes überhaupt eine Beleidigung und Verhöhnung des Staates ist? Ganz gleich, wer diesen Staat repräsentiert! Schon allein darum darf diese Jugend nicht dermaßen „verwöhnt" werden.

Während die Richter sich die größte Mühe geben, diese verkommenen den Jahren nach jungen, ihrem Zustand nach aber schon verbrauchten Menschen möglichst zu verstehen, ihnen um Himmels willen nur nicht auch nur im Geringsten zu wehe zu tun – da schreien diese dem Gericht ins Gesicht, daß das herrschende System und die hinter ihm stehende Gesellschaft und die ganze Rechtsauffassung „ein Scheißhaufen" sei und sie scheuen sich nicht diese Beleidigung schlimmster Sorte auch noch zu verdeutlichen, indem sie demonstrativ tatsächlich mitten in dem Gerichtssaal ihre Notdurft verrichten. Deutlicher und frecher kann ja wohl der Staat und das ganze Volk nicht verhöhnt und beleidigt werden! So etwas hat es selbst in den kulturlosesten Zeiten der Geschichte auch nicht einmal annähernd gegeben. Und Hunderttausende der Jugendlichen dieser Art freuen sich darüber und fühlen sich sehr stark, weil trotz und alledem die Strafen ver-

blüffend gering ausfallen und die Täter bei den Massenmedien beinahe schon eher Zustimmung als schärfste Ablehnung finden.

Und wer schützt den Staat in diesem Falle? Der Polizei, die alles für ihn einzusetzen gern bereit war und ist, sind die Hände gebunden. Den Richtern geht es leider recht ähnlich. Aus einem Volk mit Idealen und entsprechender menschlicher Haltung ist eine genießende Masse gemacht worden, die sich durch die Schrecken der Kriminalität nicht stören lassen will. Die so unglaublich, entsetzlich verwöhnte Jugend aber geht biologisch zugrunde und verseucht kommende Generationen in vielfacher Weise. Alles wird immer unmenschlicher, widernatürlicher und gefährlicher für alles, was lebt auf dieser Erde. Der Schlüssel zu dem Schloß, das geöffnet werden muß, damit wieder gute Luft in den Raum kommt – mit Sauerstoff darinnen, damit alle wieder zu atmen und dadurch zu leben haben, das ist die Jugend. Eine äußerlich und innerlich intakte, nicht verwöhnte sondern verantwortungsbewußte, freie, frohe und naturnahe, gesunde Jugend. Ich meine, gerade dieses Thema sollte nicht Sache von Parteien, Kirchen und internationalen Organisationen sein, sondern Herzensangelegenheit aller deutschbewußten Menschen!

Einer der bedeutendsten Philosophen der Menschheit, – Sokrates – 470–399 vor Christi, – wurde zum Tode „durch den Giftbecher" verurteilt, weil man in ihm einen Verderber der Jugend sah. Er hatte die Möglichkeit zu fliehen, tat es aber nicht sondern ließ sich hinrichten. Seine berühmte Lehre besagte, daß der Mensch sich selbst prüfen solle, um das sittlich Richtige zu tun. „Tugend ist Wissen" sagte er und dachte an das Wissen der in der Natur lebenden ethischen Gesetze. Die Zeit, die er lebte, muß der unseren verblüffend ähnlich gewesen sein – nur nicht annähernd so schlimm.

Sokrates schrieb damals:

„Die Jugend liebt heutzutage den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt vor den älteren Leuten und schwatzt, wo sie arbeiten sollte. Die jungen Leute stehen nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten, widersprechen ihren Eltern, schwadronieren in der Gesellschaft, verschlingen bei Tisch die Süßspeisen, legen die Beine übereinander und tyrannisieren ihre Lehrer."

Souveräne Menschen

Das Haus Schaumburg-Lippe, dem ich durch Geburt angehöre, zählte vor noch nicht langer Zeit zu den reichsten Fürstenhäusern Europas. Auf Generationen hinaus schien unsere wirtschaftliche Sicherheit gewährleistet.

Auch nach 1918 verfügte ich, als ich erwachsen war, über ein beträchtliches Vermögen; außerdem stand ich im Dienst des Reiches und hatte also auch aus meiner Arbeit ein gutes, gesichertes Einkommen. Die Verwaltung meines Besitzes hatte ich einem Freund, einer angesehenen Persönlichkeit der Berliner Gesellschaft, übertragen, der mir von Zeit zu Zeit über beachtliche Vermehrungen meines Vermögens berichten konnte. Somit hatte ich allen Grund, zufrieden zu sein – und doch war ich es nicht.

Mehrmals überraschte ich meinen Freund mit der Idee, den ganzen Besitz meiner Frau und unseren Kindern zu überschreiben – nur damit ich nichts mehr höre und sähe von all dem, was er zu verwalten hatte. Mein Freund ließ sich nicht darauf ein, weil er mich nicht verstand; wahrscheinlich hielt er meine Bemerkungen für mißlaunige Marotten. So mußte ich meinen Besitz behalten – und mich

weiterhin an ihn gebunden fühlen. Wer nie ernstlich Vermögen besaß, wird mich noch heute für verrückt erklären, wenn er diese Zeilen liest. Auch denen muß ich ein Rätsel sein, die sich ihren Besitz selbst mühsam erarbeitet haben – das aber traf ja bei mir nur in geringem Umfang zu. Und ich war ganz entschieden der Meinung, ich müsse, um unabhängig zu sein, frei sein – auch vom Besitz.

Mein Wunschtraum von damals wurde wenige Jahre später durch die allgemeine Entwicklung zwangsläufig Wirklichkeit: Zunächst sah ich eines Morgens bei der Rückkehr von einer Dienstreise an Stelle meines schönen Hauses in Berlin-Dahlem einen großen rauchenden Trümmerhaufen. Ich betrachtete das mit einer fast heiteren Ruhe – und manche fanden das erstaunlich. Aber es war wirklich so: Leid tat mir das Ereignis nur wegen meiner Frau – und weil die Kinder nun ihr Spielzeug sehr vermissen würden. Das war alles. Dann verloren wir im Zuge der großen Katastrophe ein Besitztum nach dem anderen bis schließlich fast nichts mehr übrig war. Am Tage meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft – im Frühjahr 1948 – waren eine kleine Rente und einige alte Kleider so ziemlich die einzigen Vermögenswerte, mit denen ich rechnen konnte. Und doch habe ich mich niemals so glücklich gefühlt wie an diesem Tage, nicht nur, weil ich zu den Meinen zurückkehrte – sondern weil ich, zum ersten Male ganz auf mich selbst gestellt und einer ungewohnten Aufgabe gegenüber, mich nun ganz als freier Mensch empfand. Wir waren entrechtet und verfemt und die Widerstände, die ich in den darauffolgenden Jahren beim Aufbau meiner Existenz zu überwinden hatte, waren groß – aber das Bewußtsein, der überkommenen Hilfen ledig, allein auf die eigene Kraft angewiesen zu sein, machte mich stark und sogar auch „erfolgreich" im Sinne der heutigen Wertskala. Ich bin nicht wieder reich, aber doch wohlhabend geworden – ich

weiß nun, wie es ist, wenn man nichts besitzt und sich alles selbst erwerben muß.

Daß das Gefühl innerer Freiheit für mich erst erreichbar war durch den Verlust des Besitzes, hat seinen Grund in meiner Herkunft – der Durchbruch zum Gefühl der Souveränität mag sich bei anderen anders vollziehen. Aber es ist wohl immer ein persönlicher Schicksalskampf, der ihm vorausgeht.

Ich glaube, es geht hier um einen echteren und tieferen Freiheitsbegriff, als ihn die Oberflächlichen heute so oft im Munde führen. Eine nur äußere Freiheit, die oft nur die Verneinung bisheriger Pflichten, die Lösung von Bindungen bedeutet und manchmal auch die gewaltsame Zerreißung naturgegebener Zusammenhänge nicht scheut, macht den Menschen weder zufrieden noch gar souverän – diese geschwätzte Freiheit zeigt sich als eine Fata Morgana, durch die sich gerade knechtische Menschen gerne vorspiegeln oder vorspiegeln lassen, sie seien „frei", obwohl sie in Wirklichkeit geradezu Sklaven ihrer Triebe und Selbsttäuschungen sind. Auf die innere Freiheit wozu kommt es an, nicht so sehr auf die äußere Freiheit wovon: es war Kant, der diese Unterscheidung getroffen und damit die Grenzlinie gezeigt hat, an der der Mensch beginnt, souverän zu werden – ganz gleichgültig, wo seine Wiege stand, in einer Hütte oder in einem Schloß.

Alle meine Vorfahren – väterlicher- wie mütterlicherseits – waren dem Gesetz und ihrer sozialen Stellung nach Souveräne gewesen. Das bedeutete zunächst, daß sie nicht im Widerstreit politischer oder sonstiger Parteien, sondern kraft ihrer Geburt – also durch ein schicksalhaftes Geschehnis – ihre öffentliche Stellung einnahmen. Gewiß wurden ihre Rechte, ihre „Prärogativen" immer begrenzter, aber das Prinzip der Souveränität: für das, was sie

zu leisten hatten, nur Gott und dem eigenen Gewissen gegenüber verantwortlich zu sein, blieb doch erhalten. Noch die Urkunden, die mein Vater zu zeichnen hatte, begannen mit den Worten: „Wir, von Gottes Gnaden, regierender Fürst zu Schaumburg-Lippe, Edler Herr zu Lippe, Graf zu Schwalenberg und Sternberg" usw. So entschied er, wenn es sein mußte, über Tod und Leben. Mein Vater fühlte sich nie einer Partei verpflichtet, auch nicht einer Klasse und noch weniger einem Stande. Als summus episcopus stand er sogar über den Konfessionen und er empfand, daß auch das zu seiner Aufgabe gehörte. Im Schaumburg-Lippischen Lande ist die Erinnerung an meinen Vater heute noch lebendig – aber nicht deshalb, weil er nach dem Buchstaben der damaligen Gesetze „Souverän" war, sondern weil er diese hohe Stellung als souveräner Mensch mit tiefem Sinn zu erfüllen verstand. Denn auch unter denen, die von Geburt her Souveräne sind, sind letztlich nur jene anerkannt, die es auch menschlich werden. Zweifellos gehört es zur Tragik der Geschichte unseres Jahrhunderts, daß der letzte deutsche Kaiser zwar Souverän, aber kein souveräner Mensch war. Er war ein eminent kluger Mann, aber in allem und stets Partei, ein Herrscher, kein Kaiser und König. Unter den deutschen Bundesfürsten der Generation meines Vaters hatte der Kaiser als primus inter pares gegolten – so war das einst im Spiegelsaal von Versailles gedacht gewesen und der Entschluß von damals bezog sich auf eine Persönlichkeit, die dieser Stellung würdig war. Den sie damals zum Kaiser ausriefen, war gewiß kein besonders geistreicher oder überdurchschnittlich begabter Mann – aber er war ein souveräner Mensch. Seine beiden Nachfolger aber waren es nicht mehr. Politisch gerieten sie in der Parteien Haß und Gunst und menschlich scheiterten sie an dem souveränen Menschen Bismarck. Ihm gegen-

über fand schließlich der nichtsouveräne Souverän Wilhelm II. keine andere Lösung als die der Macht. Und zur gleichen Zeit, in der eine unglückliche Erscheinung den monarchischen Gedanken im festgefügten Deutschen Reich zu Tode hastete, hielt der alte Kaiser Franz Joseph von Österreich allein durch die Souveränität seiner Persönlichkeit den längst auseinanderbrechenden Vielvölkerstaat noch jahrzehntelang zusammen.

Bismarcks gespenstisches Wort hat sich bewahrheitet – er sprach einmal der Kronprinzessin gegenüber, die ihm republikanische Absichten vorgehalten hatte, die Vermutung aus, daß gewiß nicht die Monarchisten ausgehen würden, vielleicht aber die Könige. Wer heute erlebt, daß Nachfahren einst angesehener Fürstengeschlechter amerikanische Manager in ihre Dienste nehmen, um sich mit Hilfe moderner Reklame als republikanische Präsidenten und wählbare Thronanwärter zu empfehlen, ermißt wie recht Bismarck gehabt hat.

*

Die menschliche Eigenschaft „souverän" ist über alle staatsrechtlichen Umwälzungen hinweg erhalten geblieben und ich möchte behaupten, daß gerade in den Prüfungen unserer Zeit sich stärker und deutlicher als vielleicht jemals zuvor gezeigt hat, wieviel souveräne Menschen es gerade unter uns Deutschen immer wieder gibt.

Es hat in unserer Zeit Situationen gegeben, in denen souveräne Menschen ohne Amt und Würden sich sichtbarer heraushoben als jemals sonst. Ich war niemals mit so viel erkennbar freien Menschen zusammen, als in den langen Jahren, die ich hinter Gittern verbrachte – mit Menschen, die schwerste Prüfungen bestanden haben, die keiner Versuchung erlagen, die bereit waren, sich zu opfern, aber nicht bereit, sich zu verkaufen. Und ich weiß

von vielen, die – wie einst Maria Stuart nach einem Leben voll leidenschaftlichen Abhängigkeiten schließlich auf dem Schaffott zu wahrem Königtum emporstieg – in der Stunde eines von den Siegern als schmählich beabsichtigten Todes sich weit erhoben über Henker und Richter – und über sich selbst.

Ich sehe vor mir einen Mitgefangenen – Hitlers einstigen Arzt Professor Dr. Karl Brandt –, wie er nach der Verkündung seines Todesurteils zurückkehrte in unseren Zellenbau – lächelnd winkte er uns mit gefesselten Händen seinen Gruß zu. Einige Monate später stand er im Morgengrauen am Landsberger Galgen und gab dem Henker selbst das Zeichen: „Ich bin bereit."

„Ich bin bereit" – zu Haltung und Anstand, zu Tapferkeit und Leistung, zu echter Treue und wenn es um der Ehre willen sein muß: auch zum Tode.

Das scheint mir die höchste Stufe souveränen Menschentums zu sein – in den Stunden, auf die es ankommt, mutigen Herzens sagen zu können: ich bin bereit.

SOUVERÄNE MENSCHEN